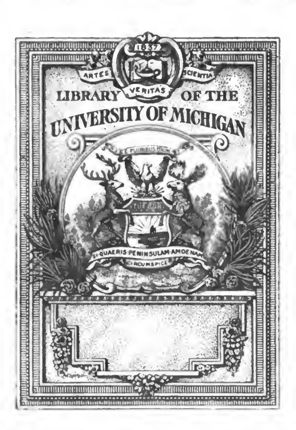

Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns erschien:

Licht und Kraft.

Die Elektrizität und ihre Anwendung im täglichen Leben.

Ein Handbuch für Haus und Familie, insbesondere für die reifere Jugend.

Von **Th. Schwartze.**

Mit zahlreichen Abbildungen. • Preis elegant gebunden 6 Mark.

In allgemein verständlicher Darstellung gibt das Buch eine geschichtliche Entwickelung der Lehre von der Elektrizität mit einer systematischen Beschreibung der auf diesem Gebiet gewonnenen, äußerst zahlreichen Erfahrungen und Errungenschaften. Die neuere Entwickelung dieser Wissenschaft, welche die moderne Elektrotechnik gezeitigt und dem verflossenen Jahrhundert hinsichtlich der Förderung des gesamten Kulturstrebens der Menschheit einen ganz eigenartigen Charakter aufgeprägt hat, ist aufs eingehendste berücksichtigt. Dem gebildeten Laien, insbesondere der heranreifenden Jugend, wird in diesem Buch ein vollkommen klarer Einblick in das weitverzweigte Gebiet der Elektrizität und deren praktische Verwertung im täglichen Leben geboten, es ist mithin ein ebenso belehrendes, wie interessant unterhaltendes Buch, das in jeder Familie willkommen sein wird.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Humoreske „Der Samoaner“ von Reinhold Ortmann. (S. 96)
Originalzeichnung von Enrico Buffetti.



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

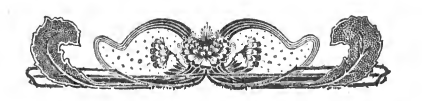
Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 · Neunter Band



Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft


Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.



Fata Morgana.

Roman von Gustav Johannes Krauss.

(Fortsetzung und Schluss.) (Nachdruck verboten.)



Na also ist's doch richtig mit der Zeitung!“ rief der Briefträger ärgerlich. Er tippte sehr flüchtig mit dem runzligen Zeigefinger an den Schirm seiner Dienstmütze und ließ im Davonstapfen ein paar Brummtöne hören, die ungefähr klangen, wie: „Das ist ja das reine Narrenhaus!“ oder so etwas Aehnliches.

Hinter ihm fragte Weinzierl erstaunt seine Tochter: „Du, Pepi? Was willst denn du mit der ausländischen Zeitung?“

„Es is doch ein Berliner Blattl, Vatter. Jetzt, wo er mir gar nit schreiben wird, und dir nur selten, hätt' i ja sonst nit einmal erfahren, wie's in der Stadt, wo er lebt, hergeht. Und dann hab' i mir 'denkt, daß vielleicht auch über ihn selber was drin stehn könnt'. Sie schreiben ja öfter was hinein über Künstler und so Leut'. Da bin i halt zu der Redaktion von unserer Zeitung 'gangen und hab' nachg'fragt, die welche von die Berliner Zeitungen 's meiste über Theater und Konzerte bringen thut. Die haben mir den „Börsenkurier“ an'geben, und den hab' i dann abonniert.“

Sie lächelte wieder so sonderbar, als wolle sie für irgend etwas um Entschuldigung bitten, und ging dann mit ihrer Zeitung fort.

Der Vater sah ihr betrübt nach. „Schaut do' nit aus, als wenn sie's so schnell verwinden sollt'!" murmelte er.

Das Verhalten der Tochter brachte ihn aber bald wieder zu einem froheren Glauben. Das jeden Morgen pünktlich eintreffende Blatt war nun wochenlang das einzige Zeichen, daß sich Pepi in ihren Gedanken noch mit dem Ungetreuen beschäftigte. Zu Weihnachten hatte sie für jeden im Hause ein kleines Geschenk, das durch seine treffende Auswahl bewies, daß das Mädchen nicht im letzten Augenblicke rasch irgend etwas eingekauft hatte, bloß um nicht mit leeren Händen unter dem Lichterbaum zu erscheinen, sondern sich mit der Bescherungsfrage dauernd und eingehend beschäftigt hatte. Für die Puppe, die sie der kleinen Miezl, ihrem Herzblättchen, schenkte, hatte sie sogar eine ganze Ausstattung selbst genäht, manches Stück davon in äußerst mühsamer Ausführung. Als dann die liebliche Kleine sich so recht jubelnd freute und nicht müde wurde, eines der winzigen Röckchen und Hemdchen und Jäckchen nach dem anderen in die Patschhändchen zu nehmen und anzustaunen, da sah man es den leuchtenden Augen Pepis an, daß sie es noch nicht verlernt hatte, über ihrer kleinen Nichte alles andere zu vergessen und mit dem Kinde ganz und gar Kind zu sein.

Das machte Vater Weinzierl, der seine Tochter heimlich, aber scharf im Auge behalten hatte, so glücklich, daß er sich an diesem Weihnachtsabend einen kleinen Haarbeutel antrank, was seit Menschengedenken nicht vorgekommen war, denn der Meister war ein äußerst mäßiger Mann von Jugend auf gewesen.

In der stillen Festwoche, in der der Mensch wenig arbeitet und daher viel Zeit hat, über sich und andere

nachzudenken, ging dem wackeren alten Herrn die Sache immerzu nach. Er sprach auch des öfteren mit seiner Frau darüber, des Abends vor dem Einschlafen und am Morgen in der so überaus behaglichen Spanne Zeit zwischen Wachwerden und Aufstehen. Dabei drückte er immer wieder die Hoffnung aus, es werde doch noch alles „in die Richt'" kommen.

Mutter Weinzierl stimmte bald zu, bald verhielt sie sich zweifelnd, je nach ihren letzten persönlichen Eindrücken und ihrer augenblicklichen Stimmung.

Am Morgen des Sylvestertages raunte Weinzierl durch die Morgenfinsternis nach dem Bette seiner Frau hinüber: „Du, Alte, bist scho' munter?"

„Ja, Vatter. Gut'n Morgen!"

„Gut'n Morg'n! Weißt, was 's allerbeste wär' für unser' Pepi?"

„Na?"

„Heiraten!"

Die Bettstelle drüben knackste, Mutter Weinzierl hatte sich offenbar aufgesetzt. Dann klang es nachdenklich zurück: „Ja, ja . . . könnt' scho' sein, daß das recht gut sein thät' fürs Madel."

„Aber freilich!" bekräftigte der Meister, der sich nach seiner sanguinischen Art in den Gedanken bereits verliebt hatte und am liebsten gleich im Hemde zum Pfarrer gelaufen wäre, um das Aufgebot zu bestellen. „Stell dir nur vor, Mutter! Die große Veränderung! Und dann ihr' eigene Wirtschaft, und übers Jahr, wenn Gott will, so ein herzig's klein's Bauxerl. Sie hat die Kinder so gern! Mußt halt bei ihr auf'n Busch klopfen, Mutter. Er wart't ja nur drauf, daß wir 'n wieder einladen thun."

„Ja, Vatter, ja. Das will i scho' machen, 's Auf'n-Busch-klopfen."

Mutter Weinzierl klopfte auf den Busch am selben Vormittag noch, und Pepi kam ihr auf neun Zehntel des Weges entgegen.

Die alte Frau hatte kaum angefangen, das Gespräch ganz leise in die von ihr gewünschte Richtung zu drehen, als die Tochter sie aus ihren schönen, tiefen, ein wenig ernsten Augen voll ansah und fragte: „Mutter, nit wahr, der Herr Messerschmidt is weg'blieben in der letzten Zeit, weil er bei euch so unter der Hand ang'fragt und ihr ihm ein'n Deuter 'geben habt, daß ihm der Matthias im Weg sein könnt'?"

Ein wenig verdutzt antwortete die Mutter: „Ja, ja, Pepi."

Das junge Mädchen sah eine Weile sinnend vor sich hin. Dann blickte es wieder auf und fragte: „Liegt euch sehr viel dran?"

Frau Weinzierl wußte nicht recht, was sie sagen sollte. „Du mein Gott, Pepi . . . freilich . . . er is so ein lieber, braver Mensch . . . und weil halt gar keine Aussicht nit is, daß er no' mit der Marie . . . und di' hat er so gern — — Man möcht' doch auch seine Kinder versorgt wissen, wann m'r amal d' Augen zumacht."

Pepi nickte. „Wann euch was dran liegt, so kann's ja werden. Mir is alles so egal! Das heißt, wann er einverstanden is, eine Frau z' nehmen, die do' zeitlebens an ein'n andern denken muß. Wann er das will, i sag' nit nein. Aber nit, bevor der Matthias die Seinige g'heirat't hat, Mutter! Früher kein'n Tag. Denn . . ."

Sie brach ab und redete dann von anderen Dingen.

Als Frau Weinzierl ihrem Gatten diesen Bescheid brachte, war der Meister ja einen Augenblick verdrießlich, seinen heißen Wunsch vertagen zu müssen. Dann sagte er aber auf einmal: „Du, Mutter, weißt was?"

„Na?"

„Der Matthias is do' ein rechter Narr!"

Die Frau lachte bitter auf. „Ah Gott bewahr'! Ein Narr is der schon nit. Er laßt do' unser arm's Kind nur sitzen, weil er so eine Reiche, Noble kriegen kann, die wo in der Ekwipasch fahren thut."

Meister Weinzierl stand schon wieder so weit über den Ereignissen, daß er sein Mündel bisweilen in Schutz zu nehmen vermochte. Das that er auch jetzt.

„Nein, Mutter," sagte er. „Nach'm Geld geht der nit. So war er nie. Die Feinheit und Nobelheit hat's ihm an'than, die schon. Und da denk' i mir halt — i bin ja der Vatter und sollt' so was vielleicht gar nit sagen — aber wann i mir unser' Pepi so betracht', wie die sich benehmen thut in dieser schweren Sach', da denk' i mir halt, was Feineres und Nobleres wie das Kind giebt's überhaupt nit mehr auf der ganzen Gottes weiten Welt. Da kann keine Gräfin und Fürstin aufkommen gegen ihr. Die haben ihre Adelskron' im Schneuztüchel und auf'm Wagenschlag, die Pepi aber tragt s' einwendig. Der hat s' der liebe Gott aufs Herz geprägt, die Adelskron'."

Das war für ein Mutterherz, das von Mitleid mit seinem Kinde und von Erbitterung gegen den, der diesem Kinde so weh gethan, zum Bersten voll war, viel zu philosophisch ausgedrückt. Frau Weinzierl nickte also bloß zu der Rede ihres Eheherrn, antwortete aber nichts darauf. — —

Gleich nach Neujahr begann sich die Hoffnung Pepis, ihr Berliner Blatt könnte ihr von Matthias Nachricht bringen, zu erfüllen. Sie fand eines Tages eine kleine Notiz, in der auf einen jungen Mann hingewiesen wurde, einen Kleinbürgerssohn aus der Steiermark Namens Matthias Moosdörfer, der zur Zeit in einer der ersten

Gesangsschulen Berlins seinen Studien obliege und ein Tenor zu werden verspreche, wie seit Jahrzehnten keiner gehört worden sei.

Als das junge Mädchen das gelesen hatte, kaufte es im nächsten Papierladen ein Heft in blauem Umschlag, wie sie die Schulkinder gebrauchen. Dann holte sie ihr Zeichengerät hervor, das sie von der Schulzeit her noch im Schrank hatte, und malte auf das weiße, rotgeränderte Deckelschildchen mit chinesischer Tusche ein großes lateinisches M, das sie mit allerlei Arabesken sehr kunstreich verzierte. Das Ding geriet ganz vorzüglich, denn im Zeichnen und Schönschreiben war Pepi Weinzierl allezeit die Erste ihres Jahrgangs gewesen. Auf das erste der weißen Blätter klebte sie dann die aus dem Blatte sorgfältig herausgeschnittene kleine Notiz.

Das Heft füllte sich nun sehr schnell.

Schon nach einigen Tagen erzählte eine zweite Notiz an der nämlichen Stelle des Blattes den Lesern von der romantischen Art, in der eine Dame der Berliner Gesellschaft auf ihrer Frühjahrsreise durch die österreichischen Alpenländer das neue Gestirn entdeckt habe. Nach ein paar weiteren Tagen stand zu lesen, daß Matthias Moosdörfer in seinen Studien so weit vorgeschritten sei, daß Professor Riedel-Steinfels daran denke, schon in einem der nächsten Konzerte seinen Schüler von der phänomenalen Pracht seiner Stimme eine öffentliche Probe ablegen zu lassen. Dann wurde von der Möglichkeit gesprochen, daß es den Veranstaltern der großen Matinee, die am 15. Februar zu Gunsten der Pensionskassen der Berliner Künstler und Schriftsteller stattfinden sollte, gelingen werde, dieses sensationelle Erstauftreten bei ihrem Konzerte stattfinden zu lassen. Wieder nach etlichen Tagen wurden die Leser davon unterrichtet, daß diese Vermutung nun Gewißheit geworden sei. Dann kamen fast Tag um Tag Hinweise

auf die zu Gunsten u. s. w. veranstaltete Matinee am 15. Februar, bei denen Moosdörfers Name aus der Liste der Mitwirkenden immer besonders hervorgehoben wurde.

Am Abend des 13. Februar ging Pepi zu ihrem Vater, zeigte ihm die Sammlung und sagte: „Vatter — morgen mittag fahr' i nach Berlin."

Vor Erstaunen über diese Eröffnung schlug der Meister die Hände über seinem Roseggerkopf zusammen, daß es nur so klatschte. „Aber Kind! . . . Dirndel! . . . Du nach Berlin? Du ganz allein? Das geht ja gar nit!"

Pepi faltete die Hände und sah ihrem Vater mit einem Blicke ins Gesicht, von dem dem alten Manne das Herz in der Brust weich wurde, weich und schwer.

„I muß, Vatter! I muß! Wenn i da nit dabei wär', wie er zum erstenmal auftritt, der Matthias, i glaub', i könnt' nit leben und nit sterben. Was soll mir denn g'schehn? I fahr' im Frauencoupé, dritter Klass', in Berlin geh' i in ein Hotel. Den Matthias sprechen will i nit, um Gottes willen nit! Nur singen will i 'n hören. Er darf gar nit wissen, daß i da bin. Am Morgen ein paar Stund' vor dem Konzert komm' i an, den andern Tag in aller Früh' fahr' i wieder z'rück. Glei' nach meiner Ankunft und vor meiner Abfahrt telegraphier' i. Kosten soll's dich nix nit, Vatter! In meiner Sparbüchsen hab' i hundertundzwanz'g Gulden, die langen schon. I bitt' dich um Gottes willen, Vatter, schau', mit aufg'hobene Händ' bitt' i di': erlaub' mir's! I war dir immer ein gutes, folgsames Kind, i werd' dir auch weiter immer folgen, nur das eine Mal laß mir mein'n Willen! Ja, Vatter? Ja?"

In ihrer Angst vor einem abschlägigen Bescheide bestürmte das arme Ding ihren Vater mit in so atemloser Hast hervorgestoßenen Bitten, daß Meister Weinzierl, als

er innerlich längst Ja und Amen zu dem abenteuerlichen Plane gesagt hatte, erst gar nicht dazu kam, seine Erlaubnis auszusprechen. Als ihm das endlich gelungen war, fiel ihm Pepi mit solchem Jubel um den Hals und küßte ihn so heiß, daß ihm die hellen Thränen in die Augen traten.

Am nächsten Mittag fuhr Pepi ab. Als der Zug keuchend aus der Halle rollte, sahen die beiden alten Leute, die ihre Tochter bis an den Abteil geleitet hatten, einander traurig an.

„Jesses, Vatter!" jammerte die Frau leise. „Mir is so bang. Wann's nur kein Unglück geben thut!"

Der Meister rückte heftig an seiner Brille. „Wir haben sie beide no' nit 'kennt, unser' Pepi," sagte er dumpf. „Wie wir 'glaubt haben, jetzt hätt' sie's bald überstanden, da is's no' alleweil ärger 'worden in ihr. Jetzt da oben in Berlin, das wird die Krisis sein. Geb's der liebe Gott, daß uns unser Kind g'sund wird nach ihr!"

Fünfzehntes Kapitel.

Die Zeitungsmache da Maras hatte in Verbindung mit dem abenteuerlichen Klatsch, der in der Gesellschaft des Tiergartenviertels und der Kunstkreise über den jungen steirischen Sänger und seine schöne Beschützerin von Mund zu Mund ging und von da in die breiteren Schichten durchgesickert war, seine Schuldigkeit gethan. Der weite Saal, in dem das Konzert stattfinden sollte, war zum Bersten und Brechen voll; die Vorstände der Vereine, in deren Kassen das Reinerträgnis floß, rieben sich vergnügt die Hände, und das arme junge Geschöpf aus dem fernen Graz, das einen winzigen Tropfen in diesem gedämpft brausenden Meer von Menschen bildete, fing an, den Treu-

bruch, der an ihm begangen worden war, begreiflich zu finden.

Diese glänzenden Uniformen in den Logen und im Saal, die Fülle von blitzenden Ordenssternen auf den schwarzen Fräcken, dieser Flor schöner und vornehmer Damen, auf deren weißen Nacken die Edelsteine ihre kalten, farbigen Flammen sprühten . . .

Pepi ließ die Augen kreuz und quer durch den Saal wandern, dann horchte sie auf das halblaute Gespräch der Leute zur Rechten und Linken. Was sie erlauschen konnte, drehte sich alles um ihren Matthias. Um ihren Matthias — und um Frau Bothe!

„Soeben ist sie gekommen!" flüsterte es auf einmal aufgeregt um Pepi her. „Dort vorne . . . in der zweiten Loge links . . . die in der weißen Toilette ist sie! Der kleine, schwarze Herr bei ihr ist der Impresario da Mara, der mit dem Künstlerkopf und dem langen Bart Professor Riedel-Steinfels."

Wie eine Batterie kleiner Geschütze, die alle nach dem gleichen Ziele feuern wollen, richteten sich die Theatergläser aus allen Teilen des Saales nach der bezeichneten Loge. Ein Brausen und Sausen ging durch den weiten Raum, wie wenn am Ufer eines Sees der Nachtwind ins Röhricht fällt.

Auch Pepi Weinzierl erhob den unförmlich großen schwarzen Operngucker, der seit zwanzig Jahren die Mitglieder der Familie bei ihren seltenen Theaterbesuchen begleitete, aber sie ließ ihn rasch wieder sinken. Das edle, schöne, glückstrahlende Bild ihrer Feindin in solcher Nähe zu sehen, als säße sie ihr gegenüber, hätte sie nicht lange ertragen, ohne in heiße Thränen auszubrechen.

So saß sie denn mit niedergeschlagenen Augen und fragte sich bitter, was sie denn eigentlich wolle. Es war doch klar, daß jene dort die geeignete Frau war für einen Mann,

dem zu Ehren alle diese reichen, vornehmen, gebildeten Menschen sich, so reich herausgeputzt, zusammengefunden hatten, von dem sie alle sprachen. Sie, die Schneiderstochter, hatte eben zu dem Schneiderleben Matthias' gehört. Jetzt, da er dieses Schneiderdasein abgeschüttelt hatte, um zu einer so glänzenden Stellung emporzusteigen, war sie eben mit abgeschüttelt worden, wie der Strauß auf dem Hut mit in die Ecke fliegt, in die der Hut geschleudert wird.

Sie hing ihren Gedanken noch nach, als das Konzert längst seinen Anfang genommen hatte. Was kümmerten sie die Leute, die da oben Klavier und Geige und Violoncell spielten und Sopran oder Alt sangen, was die Stücke, die gespielt und gesungen wurden. Sie wartete ja auf ihn, auf ihn allein.

Jetzt!

Mit zitternden Händen hob sie ihr Ungetüm von Theaterglas und richtete es auf den schlanken blonden Mann in schwarzem Frack und weißer Binde, der sich vor den Zuhörern verneigte. Es war ein Glück für Pepi, daß die Menschen um sie herum wie besessen applaudierten, denn sie hatte bei seinem Anblick aufgeschrieen, gedämpft zwar, aber doch ganz deutlich: „Matthias!"

Nun forschte sie zitternd in seinem Gesicht, das viel, viel schöner war, als früher, viel klüger, aber auch viel ernster, nach den alten, vertrauten Zügen. Sie war so berauscht von dem Anblick ihres Geliebten, daß sie zuerst gar nicht recht hörte, was er sang und wie er sang.

Erst als das erste Lied zu Ende war und ein wahrer Sturm durch den Saal raste, wurde das junge Mädchen sich klar, was sie sich hatte entgehen lassen. Sie legte das Opernglas in ihren Schoß, lehnte sich in ihren Sessel zurück und senkte die Augenlider, um ihn jetzt bloß zu hören, gar nicht zu sehen.

Nun sang er wieder.

Herr Gott im Himmel droben . . . war das Matthias Moosdörfer, der da sang? War das denn überhaupt ein Mensch! Diese Töne, die so weich und voll und klingend den weiten Saal füllten, die sich so schmeichelnd durch das Ohr hinabstahlen in das Herz, bis jeder Blutstropfen in den Adern von Musik gesättigt war und gleichsam mitklang, das waren ja weit eher die Töne einer schönen Orgel, die der liebe Gott selber gebaut haben mußte. Denn eine von einem irdischen Meister erbaute konnte nicht so wundervoll und wunderrein klingen. Es war, als ob der Mann, der dort sang, von dem die Leute sagten, daß es Matthias wäre, ihr Matthias, gar keine Kehle brauchte, um Töne zu bilden, keine Lippen, um Worte zu formen, sondern als ob er mit dem Herzen sänge, dem die Gabe verliehen war, was es bewegte, in Liedern auszuströmen. Und was es bewegte, war Liebe, heiße, wilde, innige, überzarte Liebe zu der schönen Frau da oben, der Frau im weißseidenen Gewande mit dem leuchtenden Geschmeide um den weißen Schwanenhals.

— — — — — — —

„Sag, Bächlein: liebt sie mich?
Sag, Bächlein: liebt sie mich?“

Die Thränen rannen in dichten Tropfen über die Wangen des jungen Mädchens, als die Frage des armen Müllerburschen, von den herrlichen Tönen Schuberts wie von Engelsfittichen zu Gott emporgetragen, in zaghaftem Jubel an ihr Ohr zitterte.

Wieder dröhnte der Saal von dem Händeklatschen der fünftausend Menschen, die ihn füllten. Pepi hörte das Getöse kaum, sie sah nicht, wie Matthias sich wieder und wieder verneigte. Sie hatte genug zu thun, ihre wahnsinnige Erregung niederzukämpfen, damit ihr das Toben

in ihrem Herzen nicht übertöne, was Matthias weiter singen würde.

Es folgte nun das letzte Lied aus dem Cyklus der Müllerlieder: „Des Baches Wiegenlied."

Es war vielleicht kein Mensch unter allen den unzähligen, der nicht vom ersten Tone an, den Matthias sang, im Banne der unergründlichen, todestraurigen Schönheit gelegen hätte, die in den einfachen Tönen dieses Meisterliedes beschlossen ist und aus ihnen wieder emporsteigt, wenn sie ein Meister singt. Alle sahen sie den hellen, klaren, freundlich glitzernden und rauschenden und ach, so trügerischen Bach vor sich, der den armen Müller zur Mühle gelockt hat, wo die schöne arge Müllerin, die das Grün des Jägerkleides so gern hat, ihm das Herz so schwer machte, bis er von ihm hinabgezogen ward in den Bach, in den nämlichen Bach, der ihn zu der Mühle führte und ihm die Frage beantwortete: „Sag, Bächlein, liebt sie mich?" Nun wiegen die Wellen die schlanken Glieder, nun küssen die Wellchen das blasse Antlitz und rauschen und murmeln dazu. Es sind wirklich Wellen und ihr wirkliches Quillen und Rinnen und Brausen und Rauschen, zugleich aber sind es heimliche, kühle, streichelnde Hände, die das arme heiße junge Blut in den Schlaf liebkosen, und in dem Plätschern des Wassers klingt eine mitleidige Geisterstimme mit, die, bald an dieser Stelle des eintönigen Wellenliedes einfallend, bald an jener, dem Einschlafenden ins Ohr singt, wie süß es ist, zu ruhen, schmerzlos und lustlos zu ruhen, „bis das Meer will trinken die Bächlein aus", die die böse schöne Müllerin vom Stege hinwegscheucht, „damit ihn ihr Schatten, ihr Schatten nicht weckt", den Einschlafenden, und die erst aus dem Wellenrauschen verschwindet, als ihr Werk vollbracht ist.

— — — — — — — — — — — —

„Gute Nacht! Gute Nacht, bis alles wacht . . ."

Bei diesem Liede Moosdörfers weinten rechts und links von Pepi die Mädchen und Frauen, und selbst Männern hingen Thränen an den Wimpern. Nur Pepi weinte nicht. Bleich wie Schnee, mit starren, weitgeöffneten Augen, kein Glied regend, saß sie und ließ sich von den Tönen und Worten des Liedes das beruhigende Gift der Todessehnsucht in das kranke Herz träufeln.

Das arme, einfache, von seinem Schmerze verwirrte Geschöpf dachte gar nicht daran, daß ihr Matthias da nur die Worte und die Weise sang, die zwei fremde, längst verstorbene Männer, jeder für sich, in schweren Stunden ihres Lebens ersonnen hatten, um ihr Leid darin niederzulegen und aufzubewahren wie in einem krystallenen Gefäß. Ihr schmerztrunkenes Gemüt unterlag der sonderbaren Täuschung, daß Matthias sie gesehen habe und zu ihr jetzt rede. Wen konnte denn dieser Gesang von verratener Liebe und gebrochenem Herzen angehen? Die Schöne, Glückliche da oben nicht. Der hatte das Lied zuvor gegolten, das so zaghaft fragte: Liebt sie mich? Was that es, daß in dem Liede der Jüngling den Tod suchte, weil sein Mädchen ihn verraten hatte. Das war wohl nur so verkehrt und umgedreht, damit die fremden Menschen nicht merkten, wen es anging.

Sterben also, das war's!

Wunderlich, daß sie früher nicht daran gedacht hatte. Da hatte sie ein ödes, qualvolles, trauriges Leben hinschleppen wollen, sogar einen Mann hatte sie nehmen wollen, den Eltern zuliebe. Wozu das alles? Sterben, dann schweigt der Gram und ruht das Leid. Ins Wasser gehen, wie der arme Müller. Ihr Bruder Ferdinand war ja auch im Wasser gestorben. Wie still und friedlich hatte er ausgesehen, als sie ihn brachten. Man sah ihm an, wie wohl und ruhig ihm zu Mut war.

„Ich dank' dir, Matthias!"

Ohne es recht zu wissen, hauchte sie die Worte dem Geliebten zu, während des Augenblicks tiefer, atemloser Stille, der zwischen dem letzten Tone des Gesangs und dem Losbrechen des Beifalls lag.

Umbraust von dem Applause, der dem neu entdeckten Künstler galt, ging die verratene Braut des Gefeierten fort, um zu sterben. —

Als Pepi auf der Straße stand, wich bei dem Anhauch der schneidend kalten Winterluft, im Anblick der vor dem Thore des Konzerthauses harrenden Wagen und der vorbeieilenden Menschen die seltsame Täuschung von ihr. Sie wußte jetzt ganz genau, daß Matthias nicht zu ihr geredet hatte, von deren Anwesenheit in Berlin er ja gar nichts ahnen konnte, sondern daß das, was er sang, eben ein Lied aus dem Schubertalbum war. Aber die einmal erweckte Todessehnsucht war in ihr geblieben.

Wozu das alles, das ganze schwere, harte, bittere Leben, da es doch so leicht ist, zu sterben. Auf dem Grunde jedes Wassers wohnt der Erlöser, der alles Leid zum Schweigen bringt, und die leidgequälten Menschen wagen sich nicht hinab zu ihm.

Sie wollte sterben. Aber erst wollte sie Matthias noch einmal sehen. Nicht so über die ganze Länge eines Konzertsaals hinweg, sondern aus der Nähe, nicht den Künstler, sondern den Menschen. Und sie wollte ihm sagen, daß sie ihm nicht böse sei, gewiß nicht böse. Daß er doch nichts dafür könne, wenn sie ein so unbedeutendes kleines Mädchen war, und die andere so stolz und vornehm und schön.

Dann fiel ihr aber ein, daß das hier vor der Philharmonie doch nicht gehen möchte. Es waren so viele Menschen da, die den berühmten Künstler gewiß neugierig anstarrten und sich wunderten, was er mit dieser geringen fremden Person denn zu reden haben könnte. Und dann war ja auch seine Braut da. Gewiß kam er mit ihr zusammen

heraus. Von ihr wollte sie aber nicht gesehen werden, um keinen Preis.

Was also thun?

Sie zerbrach sich den von der Aufregung ein wenig dumpfen Kopf, bis ihr Blick auf die leeren geschlossenen Droschken fiel, die, dem Eingange der Philharmonie gegenüber, auf Fahrgäste warteten.

Das war das richtige. „He, Fiaker!“

Von den Leuten, die das Wort nicht verstanden, rührte sich keiner. Pepi mußte über den Fahrdamm gehen und dort einsteigen.

„Zuerst bleib'n wir hier stehen und warten,“ wies sie durch das Wagenfenster den Kutscher an.

Der Mann, der ein Liebesabenteuer vermutete, nickte grinsend. „Is jut, Freileinchen!“

Das Warten dauerte nicht allzu lange. Das Programm wies zwar nach Moosdörfer noch einige Nummern auf, er hatte sich mit seinen Freunden aber wohl bald, nachdem er fertig war, entfernt. Von dem Herausströmen der zahllosen Zuhörer war noch nichts zu merken, als Pepi ihn mit Frau Bothe, da Mara und Riedel-Steinfels im Thorwege erscheinen sah.

Eine der schönsten Equipagen aus der langen Reihe der wartenden Wagen fuhr heran. Matthias stieg mit den anderen ein.

„Fiaker, wir fahr'n dem Wagen da vorn nach!“ rief Pepi zum Kutschbock hinauf, indem sie den Kopf durch das Wagenfenster steckte.

Der Kutscher sah sich ein wenig verwundert um. „Der Equipage?“

„Ja.“

„Is jut.“

Während der Wagen dahinrollte, überlegte Pepi, was sie thun wollte, wenn Matthias, wie es den Anschein

hatte, zu seiner jetzigen Braut fuhr, und entschied sich, dann eben vor dem Hause zu warten. Ewig konnte er doch nicht oben bleiben.

Durch die Verlangsamung ihrer Fahrt aufmerksam gemacht, sah das Mädchen rechts und links aus dem Wagen. Zur Rechten war ein Wald mit hohen, dunklen Baumstämmen, links eine Reihe vornehmer Villen. Vor einer von ihnen hielt da vorn die Equipage, der Pepi folgte. Als das Mädchen sich aus dem Wagenfenster beugte, sah sie die kleine Gesellschaft, Matthias mit ihr, gerade in das Haus gehen.

„Fiaker!"

„Ja?"

„Vor dem Haus da vorn warten wir wieder. Aber drüben, auf der Waldseite."

„Is jut."

In ihren Sitz zurückgelehnt, behielt Pepi das schmiedeiserne Portal des Hauses im Auge. Stundenlang saß sie so, ohne zu gewahren, wie die Zeit dahinrann. Sie sah nicht, daß es dunkel wurde, daß in den Laternen an der Straße das weiße Glühlicht aufflammte, daß die Straße endlich leerer und stiller wurde. Sie sah nur das Thor, durch das Matthias herauskommen mußte, und wartete.

Endlich trat der Droschkenkutscher, der sich schon mehrmals besorgt umgesehen hatte, ob sein sonderbarer weiblicher Passagier sich nicht vergiftet habe, oder durchgebrannt sei, oder sonst etwas dergleichen gethan habe, zu ihr an das Wagenfenster.

„Freileinchen," sagte er spöttisch, „da oben is Ball oder Hochzeit. Haben Sie die ville Wagen nich jesehen, wo da vorjefahren sin'? Und oben is allens hell, und die Musicke hört man bis 'runter. Wenn Ihr Jeliebter da mang is, un' Sie woll'n uff ihn warten, bis er sich voll jedrunken un' miede jedanzt hat, dann müssen Sie det

schon zu Fuße besorjen oder 'n annern Wajen nehmen. Ick fahre nu heeme bei Muttern. Vor bis jetzt krieg' ick zwölf Märker."

Pepi stieg aus, gab dem Kutscher vier Thaler, ging vor dem Hause Kittys auf und ab und wartete weiter.

Nach einer Stunde etwa fiel die einsam hin und her gehende junge Frauensperson einem Schutzmann auf. Er ging auf sie zu und wollte sie fragen, was sie da suche. Als er aber das blasse Gesichtchen Pepis unter dem Schatten des einfachen Winterhuts hervorleuchten sah, und ihre vergrämten großen Augen ihn verstört ansahen, um dann gleich wieder nach dem Thore der Villa hinüberzugucken, ließ er's sein.

Er entfernte sich wieder, blieb aber dann stehen, um die einsame Nachtwandlerin zu beobachten. Da oben kamen ein paar feine Herren, offenbar angetrunken, die Straße herunter auf die Person zu.

„Wollen sehen, wie sie sich benehmen wird," sagte sich der Mann im blanken Helm.

Jetzt rempelten die beiden das Mädchen an. Sie ging an ihnen vorüber. Sie riefen ihr etwas nach. Als sie sich darauf gar nicht einmal umsah, torkelten die beiden weiter. Auch der Hüter der Ordnung setzte nun beruhigt seinen Rundgang fort.

Endlich sah Pepi Moosdörfers schlanke Gestalt aus dem Portal hervortreten. Er war aber nicht allein. Der alte Herr mit dem Künstlerkopf und dem grauen Barte war bei ihm, Professor Riedel-Steinfels. Der Alte nahm den Arm des Jungen und ging, eifrig auf ihn einredend, neben ihm einher.

Pepi folgte den beiden geduldig. Endlich mußte er doch fortgehen, der Alte.

Sie kam, immer den beiden Männern nachgehend, an eine Brücke, die in einem Kreisbogen von sanfter Krümmung

über ein Wasser von mäßiger Breite setzte, das schwarz und finster und regungslos zwischen den beiden schneeweißen Uferböschungen lag. An beiden Enden der Brücke standen hohe gußeiserne Kandelaber, die mehrflammige Straßenlaternen trugen.

Beim Ueberschreiten der Brücke sah Pepi über das Geländer hinab in die Tiefe.

Wie schwarz das Wasser da unten lag! Das war nicht klar und hell und munter wie der Bach in dem Liede. Aber was that das? Auch auf dem Grunde dieses Wassers wohnte er, der große Erlöser. Hier wollte sie ihn dann aufsuchen.

Um den Rückweg rasch zu finden, merkte sie sich die Straßen, durch die es weiterging.

Es waren nicht allzu viele. An einer Ecke, keine fünf Minuten von der Brücke mit den Kandelabern, blieben die beiden Männer stehen und schüttelten sich äußerst ausdauernd die Hände. Dann trennten sie sich. Der Professor ging nach links, Matthias wandte sich zur Rechten.

Pepi beschleunigte ihren Schritt, um den Geliebten einzuholen und ihn anzusprechen. Schon hatte sie den Mund geöffnet, um ihn anzurufen. Da befiel sie auf einmal eine unbegreifliche Angst, er werde sie verhindern, ihr Vorhaben auszuführen. Sie rief nicht, sondern wandte sich um und floh wie ein gehetztes Wild zurück, dem Wasser zu. —

In dem Augenblicke, als Pepi zu laufen anfing, sah sich Moosdörfer um. Es war ihm, als ob eine unsichtbare Hand ihn im Nacken faßte und ihn zwänge, den Kopf zurückzudrehen.

Da sah er die eilig dahingleitende Gestalt. Komisch, was das sein mochte? Eine Diebin? Eine Magd, die nach einem Arzt lief?

Herrgott, wie das Mädchen in Figur, Haltung und Bewegung an Pepi erinnerte!

„Unsinn!“ murmelte Matthias. „Woher soll ... der reine Blödsinn!“ Gleich darauf fügte er hinzu: „Sehen muß ich aber doch.“

Er rannte hinter der Fliehenden her.

Der Lauf ging einige Straßen weit, gegen die Corneliusbrücke; aber nicht gerade auf die Brücke zu lief das sonderbare Geschöpf, das Moosdörfer verfolgte. Es war gerade, als wolle sie etwas rechts von dem gußeisernen Kandelaber gegen die Holzbarriere der Böschung rennen.

Plötzlich erinnerte sich Moosdörfer der Vision, die er vor einem Vierteljahre etwa, am Abende seiner Verlobung mit Kitty, hier, an dieser Stelle, gehabt hatte.

Das Entsetzen ließ seine Füße an den Boden wurzeln. Er konnte nur wild aufschreien: „Pepi! — Pepi!“

Da schwang sich die weibliche Gestalt vorne gerade über die Brüstung des Ufers. In der Luft schwebend, wandte sie zufällig den Kopf zurück, und Matthias sah im Scheine der Laternen einen Herzschlag lang in ein junges, holdes, todestrauriges Mädchengesicht. In den großen Blauaugen standen Thränen, das dunkle Haar flatterte um das Gesicht her, wie in der Verzweiflung zerwühlt. Gleich darauf war das Gesicht verschwunden. Von unten, aus dem Flusse, kam ein dumpfes, klatschendes Geräusch herauf.

„Hilfe! — Hilfe! — Hilfe!!“

Matthias schrie so grauenhaft, daß es weithin durch die schweigenden Straßen hallte und die verspäteten Passanten vorwärts stürzen ließ, nach der Gegend, aus der die entsetzlichen Schreie erschollen. Dann hatte er die Gewalt über seine Glieder wieder. Er sprang vorwärts, schwang sich über die Böschung und stürzte sich hinter Pepi her in die dunkle Flut.

— — — — — — — — — — — —

Als Kitty am nächsten Vormittag, durch Riedel-Steinfels davon verständigt, daß Matthias in der Nacht einer Selbstmörderin in die Spree nachgesprungen sei und nun bewußtlos im Elisabeth-Krankenhause liege, die Treppe der Anstalt in fliegender Hast hinaufeilen wollte, sprach sie ein einfach gekleidetes junges Mädchen, das diese Treppe eben herabkam, in österreichischer Mundart an.

„Sie brauchen nit erst hinaufgehn, gnä' Frau. Der Arme liegt noch immer ohne Bewußtsein."

Die junge Frau fuhr zurück und starrte das Mädchen an, als sähe sie ein Gespenst. „Pepi Weinzierl?" stammelte sie. „Was ... ja, was suchen Sie denn hier?"

„Ich bin halt die, der er ins Wasser nachg'sprungen is," antwortete Pepi ruhig.

Kitty klammerte sich an das Geländer der Treppe, wie in Angst, zusammenzubrechen. Dann raffte sie sich auf, faßte Pepis Arm und stieß rauh hervor: „Kommen Sie! Hier können wir nicht reden. Aber unten ... in meinem Wagen ..."

„Ich geh' schon mit. Nur möcht' ich bitten, daß Sie mein' Arm loslassen."

Die Hand der vornehmen Dame zuckte bei dieser Antwort zurück. Dann gingen die beiden stumm nebeneinander aus dem Hause und stiegen in den Wagen, nachdem Kitty den Kutscher angeherrscht hatte: „Tiergarten! — Schritt fahren!"

Als der Wagen sich in Bewegung setzte, sank Frau Bothe in die Kissen ihres Sitzes zurück und sagte halblaut: „Erzählen Sie!"

Pepi berichtete in kurzen Worten, wie sie nach Berlin gekommen sei, um bei Matthias' erstem Auftreten dabei zu sein und dann wieder nach Hause zu fahren. Während des Konzertes sei ihr auf einmal — wie, das könne sie nicht sagen — der Entschluß gekommen, ins Wasser zu gehen,

vorher aber ihren früheren Verlobten noch einmal zu sprechen. Sie habe Moosdörfer dann vor dem Hause Kittys abgewartet und ihn verfolgt, bis er sich von seinem Begleiter trennte. Dann sei ihr der Entschluß, ihn anzusprechen, auf einmal wieder leid geworden. Sie sei umgekehrt, zurück zum Wasser gelaufen und hineingesprungen. Als sie dann auf der Unfallstation wieder zu sich gekommen sei, habe sie zu ihrem grenzenlosen Erstaunen gehört, daß Moosdörfer ihr nachgesprungen sei. Vorübergehende Leute hätten sie beide herausgezogen.

Als Pepi geendet hatte, lachte Frau Bothe kurz und schneidend auf. „Eine äußerst rührsame Geschichte! Aber man hat das Recht, will ich hoffen, Korrekturen vorzunehmen?"

Mit einer ernsten Würde, die von ihrer Jugend und ihrem geringen Stande kaum zu erwarten war, antwortete Pepi: „So ein Recht kann ich nit anerkennen. Ich hab' noch nie gelogen."

Kitty ignorierte diese Antwort völlig. Sie sah starr zum Fenster hinaus auf die winterlich weiße Parklandschaft, durch die der Wagen dahinrollte. Auf einmal wandte sie ihr Gesicht wieder voll zu Pepi. Sie sah das Mädchen durchbohrend an, während sie fragte: „Sie wollten ursprünglich am Morgen nach dem Konzert wieder nach Graz fahren?"

„Ja."

„Gut. Kehren Sie zu Ihrem ersten Programm zurück. In einer Stunde geht ein Zug nach Wien. Ich bringe Sie in meinem Wagen nach Ihrem Hotel und dann zum Anhalter Bahnhof, und Sie fahren weg."

„Nein!"

Bei dieser, in unerschütterlich festem Tone gegebenen Antwort ihrer Gegnerin furchte sich Kittys weiße Stirn. Ihre Augen sprühten Feuer. „Ah . . . sehen Sie,

daß Sie vorhin gelogen haben? Was hätte Ihr Hierbleiben für einen Zweck, wenn Sie nicht die Früchte Ihrer — Komödie einheimsen wollten?"

„Gnädige Frau . . .!"

„Ruhig! Sie haben ihm aufgelauert, ihn Gott weiß wie auf Ihre Spur gelockt und ihm dann den Selbstmordversuch vorgegaukelt, um ihn dadurch zu Ihnen zurückzuzwingen. So tief wie er werden Sie nicht im Wasser gelegen haben. Sie sind gesund und frisch, und er liegt schwer krank!"

„Lassen Sie den Wagen halten!" sagte das Mädchen kalt, während sie die Hand auf den Thürgriff legte.

„Halt!" herrschte Kitty sie wieder an. „Erst antworten Sie: welchen Zweck hat Ihr Hierbleiben? Er hat Ihnen doch Ihr Wort zurückgegeben?"

„Das wohl. Und ich ihm das seine. Ich hab' also gar kein Recht mehr auf ihn. Aber er auf mich. Er hat mir das Leben gerettet. Ich wart', bis er anordnen kann. Was er befiehlt, das thu' ich nachher."

„Käthchen von Heilbronn!" bemerkte Kitty höhnisch. „Wenn Sie den Namen überhaupt schon gehört haben! Vielleicht aber wird es den Eifer Ihrer selbstlosen, hingebenden und unterwürfigen Liebe etwas abkühlen, wenn ich Ihnen sage, daß er infolge seines wahnsinnigen Streiches wahrscheinlich seine Stimme verlieren wird, diese göttliche Stimme! Die wiegen tausend solcher Leben wie das Ihrige noch nicht auf."

„Wann er s' wirklich verliert, die Stimm', dann wird sich's zeigen, wer 'n lieber hat. Ich hab' ihn als Schneider ebenso gern wie als berühmten Sänger."

Pepi stieß die Wagenthür auf und sprang hinaus in den Schnee. —

Kitty fuhr augenblicklich nach dem Krankenhause zurück, stellte sich dem diensttthuenden Arzte als die Verlobte des

kranken jungen Künstlers vor und schärfte dem befremdet blickenden Manne ein, sie sofort zu verständigen, wenn der Kranke zu sich komme, sonst aber niemand zu ihm Zutritt zu gewähren.

Dann fuhr sie nach Hause.

Kaum in ihrem Zimmer angekommen, hatte sie wieder einen Anfall von Nervenzusammenbruch, der das Fräulein v. Puggstein, das vor Aufregung über all das Unerhörte ohnehin halb von Sinnen war, völlig zur Verzweiflung brachte. Dazu lehnte die Kranke noch jede ärztliche Hilfe schroff ab und verlangte nur nach ihren Tropfen, von denen sie eine verstärkte Dosis nahm.

Das geheimnisvolle Medikament that denn auch seine Wirkung. Kitty erholte sich etwas, blieb aber in ihrem Zimmer, das verdunkelt werden mußte, liegen. Sehen wollte sie niemand. Bloß wenn Nachricht aus dem Krankenhause käme, solle man ihr sofort Meldung machen.

Gegen Abend kam Fräulein v. Puggstein zu ihr hereingestürzt. „Gnä' Frau . . ." stammelte sie, „am Telephon . . . das Krankenhaus . . . Sie selber sollen kommen."

Kitty schnellte empor und flog hinab in die Vorhalle, wo der Apparat hing.

„Hier Frau Kitty Bothe!" rief sie, an allen Gliedern zitternd.

„Gnädige Frau selbst?" klang es an ihrem Ohre, an das sie den Hörer preßte.

„Jawohl."

„Hier Doktor Petzoldt, Elisabeth-Krankenhaus. Herr Moosdörfer ist bei Bewußtsein. Aber — —"

„Aber? — Was?"

„Er scheint geistig nicht ganz . . . Als wir ihm Ihren Namen nannten, erschrak er und beschwor uns bei allen Heiligen, Sie nicht zu rufen. Dagegen wollte er durchaus das Mädchen sehen, dem er in die Spree nachgesprungen

war und von der er sagte, die wäre seine rechte Braut. Wir mußten ihm den Willen thun, um ihm nicht durch Aufregung zu schaden. Sie ist jetzt bei ihm."

Mit einem erschütternden Aufschrei brach Kitty zusammen.

— — — — — — — — — — — —

Von der Fata Morgana seiner glänzenden Künstlerlaufbahn hat Matthias Moosdörfer nichts übrig behalten als die Erinnerung und das Firmenschild des Schneidergeschäftes, das er in Graz betreibt, und das er im Galgenhumor „Zur Fata Morgana" nannte. Das Geschäft geht übrigens, dank des romantischen Schimmers, der es umweht und die Leute hinzieht, ausgezeichnet, und Matthias und Pepi sind ein sehr glückliches Paar.

Wenn der Mann manchmal doch bedauert, in dem Halsleiden, das ihn damals nach dem kalten Bade in der Spree befiel, seine Singstimme verloren zu haben, sagt seine kleine Frau jedesmal: „Deine Stimm' is unter'gangen, mich hast aufg'fischt. Bist 'leicht nit zufrieden?"

Seit dem zweiten Jahre der jungen Ehe fügt Frau Moosdörfer bisweilen noch hinzu: „Laß gut sein, Vatter! Vielleicht hat unser Bub' deine Stimm' g'erbt."

Für Großvater und Großmutter hat diese Hypothese der Tochter sogar unumstößliche Gewißheit. Namentlich Meister Weinzierl schwor schon, als der kleine Ferdinand noch im Steckkissen lag, man höre in dem Gebrüll des kleinen „Schnipfers" bereits die Stimmbegabung des künftigen Heldentenors. Der alte Herr verzieht den Bengel überhaupt so sehr, daß Marie, die immer noch bei den Eltern lebt, im Interesse ihrer blondlockigen Tochter auf den kleinen Neffen eifersüchtig ist. —

Kitty Bothe heißt jetzt Freifrau v. Mahlow. Bis es feststand, daß Moosdörfers Stimme endgültig verloren sei, wollte sie der Feindin den gemeinsamen Geliebten bis

aufs Messer streitig machen. Als die Aerzte aber ihr endgültiges Urteil abgegeben hatten, fand sie auf einmal den moralischen Mut in sich, zu Gunsten der älteren Rechte Pepis zu verzichten. Sie kabelte an Wilhelm Friedrich v. Mahlow nach Boston: „Wenn Stimmung noch so wie bei Abgang der „Germania", kommen Sie mit dem nächsten Dampfer zurück zu Ihrer Kitty."

Mahlow kam, und an seiner Seite fand sich Frau Bothe bald wieder in das rauschende, atemlose Leben zurück, das nun einmal durch die Gewohnheit von Jugend auf zu ihrem Element geworden war.

Auch ihre Fata Morgana ist also zerstoben. Ihr ist aber nicht einmal die Erinnerung ganz geblieben, weil sie eben fast niemals Zeit findet, Erinnerungen nachzuhängen. Ihre Devise ist: Heute ist heut — bis tief hinein ins Morgen.

Ende.





Ich will.

Roman von Hedwig Schmeckebier-Erlin.

Erstes Kapitel.

„Was? Aber Mädchen, du willst doch nicht sagen, daß du im stande wärst, ihn wieder abzuweisen — auch jetzt noch ihn abzuweisen! — Ja, hast du denn ganz und gar den Verstand verloren?"

Frau Apotheker Angreß rief es mit keifender Stimme, indem sie mit untergestemmten Armen dicht vor die am Fenster Sitzende hin trat.

Das junge Mädchen hob die Augen nicht von dem Knabenanzug, dem sie bemüht war in unauffälliger Weise ein paar heilende Flicken einzusetzen.

„Eben weil ich den Verstand nicht verloren habe, Mutter, wüßte ich nicht, was sich gegen früher derart geändert hätte, um mich zu einem anderen Entschluß zu bringen."

„Was sich geändert hätte?!" Das groblinige Gesicht der hageren Frau rötete sich vor eifernder Erregung. „Alles hat sich geändert — alles! Früher, vor vier Jahren, als er hier war in Eckartsburg — na ja, wenn du auch

als blutarmes Ding Gott hättest danken müssen für so eine Partie — da ließ sich's doch wenigstens einigermaßen begreifen. Du hast ja immer oben hinaus gewollt und dich als wunder was Apartes gebärdet. Ein Angestellter in der Fabrik von Mengers & Comp. — das sah sich am Ende auf den ersten Blick nicht so großartig an; wenn er auch einen reichen Vater hatte, von dem er mal eine große Maschinenfabrik erbte, so konnte das doch noch wer weiß wie lange dauern, bis er dazu kam, daß er selbständig war, und derweilen hättest du den Hochmutskopf vielleicht ein bißchen vor dem Alten ducken müssen, dem eine reiche Schwiegertochter willkommener gewesen wäre. Aber jetzt — jetzt! Wo vorm Jahr plötzlich der alte Wendelburg starb und der Hugo nun Alleinbesitzer der großen Fabrik ist und ein Vermögen hat, das nicht nur in die Hunderttausende, nein, das in die Millionen gehen soll. Herr Mengers hat's neulich in der „Krone" gesagt — und da — da fragst du noch, was sich geändert hat gegen früher!"

Die emsigen Finger der Nähenden stellten ein paar Sekunden die Arbeit ein, der feine Kopf mit der üppigen Fülle der rotgoldenen Haarpracht hob sich empor, aus einem blassen, schmalen Gesicht strahlten ein Paar nachtschwarze Augen die Stiefmutter an.

„Ja, alles das hat sich geändert, nur — er ist derselbe geblieben."

Die Apothekerin verstand nicht oder wollte den Doppelsinn der Worte nicht verstehen. „Jawohl, er ist derselbe geblieben, in allem Reichtum treu derselbe — der edle Mann. Klar und deutlich spricht er dir's aus in seinem Brief, mit eigenen Augen hab' ich's gelesen."

Um Adelheids Mund zuckte ein bitteres Lächeln. „Ja, du hast's gelesen."

Frau Angreß fuhr auf. „Ich hätte wohl kein Recht

gehabt, deine Briefe zu öffnen — was? Das soll's doch wohl heißen?"

Adelheid machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich weiß nicht, ob ein Mädchen mit vierundzwanzig Jahren zu dem Verlangen berechtigt wäre, an sie adressierte Briefe auch selbst zu empfangen und zu öffnen. Aber das hat ja in diesem Falle nichts auf sich. Hugo Wendelburg hat mir nichts zu schreiben, was ich irgendwie wünschte geheimzuhalten."

Die Stirn der Apothekerin hatte sich stark gefurcht; zu jeder anderen Stunde wäre jetzt einer der heftigen Ausbrüche erfolgt, ohne die fast kein Tag hier im Hause verging. Diese vornehmthuerische Art der Stieftochter, die es ablehnte, einfach drauf los zu schimpfen, wenn ihr etwas nicht paßte, brachte sie immer ganz besonders auf, doch augenblicklich bezwang sie sich und zog es vor, bei dem wichtigen Thema Hugo Wendelburg zu verharren.

„Sag mir bloß um Gottes willen, Mädchen, was paßt dir eigentlich nicht an Wendelburg? Er ist jung, steinreich, ansehnlich — was hast du an ihm auszusetzen?"

„Er ist — wie ihr alle seid!"

Adelheid hätte das herausschreien mögen, herausschreien mit all der Qual, womit sie die kalte Oede ihres jungen Daseins dahinzuschleppen verurteilt war, mit Menschen zusammengezwungen, mit denen keinerlei innerliche Gemeinsamkeit sie verband, die kein Begreifen, kein Ahnen dafür hatten, wie ihre Seele nach anderem verlangte, nach anderem Denken, anderem Empfinden, nach jener ganzen anderen Welt, darin des Geistes belebender Atem wehte, wo Kleinlichkeit und Gewöhnlichkeit nicht die Herrschaft führten.

„Er ist mir zu gewöhnlich!" stieß sie endlich hervor.

„Gewöhnlich!" Frau Angreß schrie es beinahe. Zornesröte glühte auf ihrer Stirn. „Gewöhnlich! Da sind

wir dir wohl auch zu gewöhnlich — was? Du — du verdrehte Prinzessin du, mit dem zimperlichen, aparten Gethue! Was bildest du dir denn eigentlich ein und worauf? Die Feine überall herausbeißen wollen, heimlich über den Büchern hocken, nie einmal fidel und gemütlich sein können, immer bei sich die Nase rümpfen! Treib's nur so weiter, wirst schon bald sehen, wohin's dich führt. Schieb's nur von dir, das große Glück, das sich dir bietet, laure nur auf noch was Besseres — kannst lange lauern! Ich dächte, du sähst's — die Freier reißen sich nicht um dich, bis jetzt hat noch keiner angeklopft außer dem einen, der sich's merkwürdigerweise nun einmal in den Kopf gesetzt hat. Und der paßt dir nicht! — Wird dir schon noch passen, wenn's zu spät ist, wenn's vorbei ist mit dem bißchen Jugend und glatten Lärvchen! Wirst Gott eines Tages noch auf den Knieen danken, wenn er nur käme und dich noch wollte!" —

Die Thür schlug hinter der Apothekerin zu. Mit tiefem Atemzug stand Adelheid auf. Dieses Leben, wie lange ertrug sie es noch, oder — wie lange währte es noch, bis es auch sie niedergezwungen hatte, daß es ihr zur Gewohnheit ward, die stumpf und gleichgültig die Tage nahm und nicht mehr fragte, ob dieselben Glück bedeuteten oder Unglück! Unglück — ihre Gedanken standen still vor dem großen, heiligen Wort. Nein, unglücklich war sie nicht. Sich unglücklich nennen hätte einem Dasein, das nichts weiter bedeutete als nutzlose Verschwendung von Jugend, Kraft und Schönheit zu viel Ehre angethan. Nur rechtlos war sie, in Käfigstickluft eingezwängt. Und es führte kein Weg hinaus ins frische, kraftvolle Leben, in die Freiheit eigener Wesensart. Wie oft sie auch schon darum gebeten hatte, man ließ sie nicht hinaus zur stolzen, mutigen Arbeit in selbstbestimmender Freiheit.

Apothekers Aelteste in Stellung! Das möchte ein

schönes Gerede in Eckartsburg geben. Es sollte wohl gar heißen, die Apothekerin habe die Stieftochter durch schlechte Behandlung aus dem Hause getrieben? Wurde sie denn etwa nicht gehalten wie die Eigene? Was ging ihr denn ab?

Freilich, was ging ihr eigentlich ab? Sie hatte Essen und Kleidung, sie hatte auch alles, was die kleine Stadt an Tanzkränzchen und geselligen Vergnügungen einem jungen Mädchen bieten konnte. Was ihr abging? Was?

Ihr Blick tauchte hinein in etwas Fernes, längst Vergangenes. Sie sah ein blumengeschmücktes, helles Zimmer mit altmodischen Möbeln, sah im Lehnstuhl eine alte feine Frau und zu ihren Füßen ein Kind — sich selber. Sie sah dann das dreizehnjährige Mädchen, wie es nach der Großmutter Tod vom Vater abgeholt, dem die Tochter aus seiner ersten, kurzen Ehe fast eine Fremde geblieben war, hierher gebracht ward in dieses Haus, von dem sie ihr sagten, daß es hinfort ihre Heimat sei. Und sie sah all die langen, dunklen Nächte vor sich, wo dies Kind, das nur an zarteste Liebe gewöhnt war, das keinen unvornehmen Gedanken, kein unschönes Wort gehört hatte, heimlich seine Sehnsucht in die Kissen schluchzte: „Ich möchte fort — ich möchte heim!“

Und heute, nach elf Jahren! Heißer, leidenschaftlicher noch als in der Kinderseele rief in ihr die Sehnsucht: „Ich möchte heim — ich möchte fort!“ —

Sie schreckte auf aus ihrer Versunkenheit, glühendes Rot im Gesicht. Eine Hand hatte ihre Schulter berührt. Hinter ihr stand der Vater und sah sie mißbilligend an.

„Verträumst du so am hellen, lichten Tag die Zeit? Hast du's nicht schlagen hören? Die Kinder müssen gleich aus der Schule kommen, und der Tisch ist noch nicht gedeckt.“

Stumm, den Blick wie in Scham gesenkt, begann

Adelheid in Eile den Mittagstisch zu richten. Der Vater schritt dabei langsam in der Stube auf und ab, und seine Blicke verfolgten die Bewegungen der Tochter. Sie erinnerten ihn an seine erste Frau, das fein gebildete Töchterchen der fein gebildeten Rätin, das sich in den damals bildschönen jungen Chemiker verliebt hatte, und er — na, er hatte sie eben geheiratet. Das lag zurück wie ein Märchen aus alten Zeiten. Er, der praktische Mann, fühlte sich wohl in der jetzigen Wirklichkeit, in seiner gut rentierenden Apotheke, die er sich mit seiner zweiten Frau, der Witwe des vorigen Besitzers, erheiratet hatte. Die Aelteste aber, die nun mal absolut die mütterliche Art nicht verleugnen konnte und zudem bei der angenehmen Erbschaft, die dermaleinst seinen drei Kindern aus zweiter Ehe zustand, leer ausgehen mußte, sie konnte einem eigentlich leid thun. Und sie sah blaß aus, müde.

Er trat näher an sie heran. „Was hast du? Fehlt dir etwas?"

Ein Zittern durchlief sie. Die seltene Frage teilnehmenden Interesses ließ es heiß aus ihrem Innersten heraufquellen. Und plötzlich hatte sie, die allzeit äußerlich Ruhige, Gelassene, sich an des Vaters Brust geworfen: „Ja, es fehlt mir etwas — es fehlt mir alles. Sei gut, Vater — hilf mir. Laß mich fort von hier! Ich verkomme und gehe mit dem Besten in mir zu Grunde. Laßt mich einen Beruf ergreifen, wenn ihr nicht wollt, daß ich in Stellung gehen soll. Ich will euch das Opfer danken. Laß mich's versuchen, Vater. Sieh, ich bin jetzt vierundzwanzig Jahre alt und war noch nie von Hause fort —"

„Was — noch nie von Hause fort?" Geärgert schob er sie von sich. „Und dein Besuch bei Frau v. Harwitz, die dich zum Dank dafür, daß du ihr beigesprungen, als sie dahier vor dem Hause den Fuß gebrochen, auf ihr Gut

geladen hatte? Wär' freilich besser gewesen, ich hätt's dir nicht erlaubt. Denn von dort hast du dir noch mehr von der innerlichen Unzufriedenheit und dem Apartthun mitgebracht, das so wie so schon in dir steckt. Du bist ja damals von dort zurückgekommen rein wie verhext. Und du willst dich beklagen, daß du noch nie verreist warst!"

„Ja freilich — du hast recht. Vor sieben Jahren war ich acht Tage lang verreist."

Einen Ausdruck tiefster Erregung im blassen Gesicht trat Adelheid vom Vater zurück an das Fenster, vor dem in seiner gähnenden Alltagsöde der Marktplatz lag.

Verreist nannte er es — nichts weiter als verreist!

Und sie — acht Tage lang hatte sie im Sonnenschein gelebt und hatte danach sieben Jahre hindurch ihren alltäglichen Schatten sich mit der Erinnerung daran durchleuchtet und erwärmt. Acht Tage des Glückes, acht Tage, in denen sie einer Stimme hatte lauschen dürfen, die wie Feiertagsglocken durch ihre Seele geklungen — vor sieben Jahren!

Von Unbehagen gequält trat der Apotheker wieder zu ihr hin. „Sieh mal, Adelheid, was du dir so in den Kopf gesetzt hast, das geht nicht, aus den verschiedensten Gründen nicht. Ein junges Mädchen, wenn nicht direkt die Not dazu treibt, zieht nicht unbeschützt in die Welt hinaus, sondern gehört ins Elternhaus. Aber, wenn du dich hier nun einmal nicht in deiner Haut wohl fühlen kannst, du hättest es ja doch in der Hand, das jeden Tag zu ändern. Sei doch nur verständig, Adelheid! Der Wendelburg —"

Sie fuhr auf, heftigen Widerwillen im Gesicht. „Ich bitte dich, Vater — schweig davon."

Der Apotheker zuckte die Schultern, jetzt ernstlich geärgert. „Na denn meinetwegen. Wem nicht zu raten ist, dem ist eben nicht zu helfen."

Schweigend nahm Adelheid ihre Arbeit wieder auf. Thörin, die sie gewesen, daß sie sich hatte fortreißen lassen, sich an den Vater zu wenden! Sie hätte es ja wissen müssen, welche Hilfe, welchen Rat sie einzig von ihm zu erwarten hatte.

Heiraten — ja doch. Aber wen denn — wen denn? Die Mutter hatte wahr gesprochen, die Freier kamen nicht zu ihr, der Mitgiftlosen, die noch dazu von anderer Art war als andere Mädchen. Und der eine, einzige, der seit Jahren wieder und wieder kam, obschon sie ihn nicht wollte —

Alles, was sie vom ersten Augenblicke an Widerstreben und Abneigung für ihn empfunden, hob sich in ihr und stemmte sich an gegen ihn.

Der schöngeschwungene Mund zuckte in stolzer Verachtung.

Vom Hausflur drangen Stimmen herauf. Die Apothekerin sprach offenbar in freudigster Erregung, dann ertönten Schritte auf der Treppe.

Adelheid überschauerte es seltsam mit einemmal, und sie starrte die Thür an, als erwarte sie, ihr Schicksal durch dieselbe eintreten zu sehen.

Und die Thür ward geöffnet.

„Wendelburg — Sie?"

Ueberrascht war der Apotheker von seinem Sitz emporgesprungen, während Adelheid, bis in die Lippen erbleichend, jäh zurückwich, als lächelnd, in siegessicherer Verbindlichkeit der Fabrikbesitzer Hugo Wendelburg über die Schwelle trat.

Sie fand keinen Laut, keinen Hauch, aber es war ihr plötzlich, als müsse sie Körper und Geist aufrecken, um ihre Kräfte zu prüfen und zu stählen.

Dabei gingen ihr mit Blitzesschnelle die voraussichtlichen Geschehnisse der nächsten Minuten durch den Sinn.

Wie die Eltern wieder und wieder ihre Freude über dies Wiedersehen ausdrücken, wie sie den gefeierten Gast bitten würden, an ihrem einfachen Mittagsmahle teilzunehmen, wie Vater und Mutter dann unter schicklichen Vorwänden das Zimmer verlassen würden — all dies sah sie mit hellseherischer Deutlichkeit vor sich.

Und in regelrechter Reihenfolge kam alles, wie sie es vorgeahnt, wie die Eltern es erstrebt — sie blieb mit Wendelburg allein in der Stube zurück.

Zorn und Verachtung erfüllten sie jetzt. Zorn gegen Vater und Mutter, die dies Zusammensein zu zweien herbeigeführt, Verachtung gegen den Mann, der sich wieder und wieder an ein Mädchen drängte, das ihn zurückwies.

Hochaufgerichtet maß sie ihn mit eiskaltem Blicke, als er jetzt, dicht an ihre Seite tretend, ihre widerstrebende Hand mit festem Drucke in die seine zwang.

„Mein liebes Fräulein Adelheid," sagte er leise lächelnd, „Ihre so überaus — entgegenkommende Miene beweist mir, daß Sie meine Gedanken erraten und wissen, was ich mir von diesem ersehnten Alleinsein mit Ihnen erhoffe."

Empört riß sie ihre Hand aus der seinen.

„Und da Sie dies wissen," fuhr er ungestört fort, seine eigentümlich glanzlosen grauen Augen mit abschätzender Stetigkeit auf ihr ruhen lassend, „so werden Sie auch begreifen, daß ich innigst wünsche, diesmal zu einem anderen Resultate als dem bisherigen mit Ihnen zu gelangen."

„Herr Wendelburg, ich muß Sie bitten, dies Thema fallen zu lassen, da es für mich ein für allemal erledigt ist."

Wieder lächelte er. „Das Thema in seiner alten Fassung — ja. Denn der Hugo Wendelburg, der Ihnen

heute gegenübersteht, ist ein anderer und hat Ihnen anderes zu bieten als jener, der vor einigen Jahren verschiedentlich das Unglück hatte, einen oder mehrere Körbe von Ihren schönen Händen zu erhalten. Damals war ich immerhin noch in einer gewissen Abhängigkeit, heute" — seine nicht große, aber breitschulterige Gestalt hob sich selbstbewußt, seine beringte Rechte legte sich nachdrücklich auf die Brust — „heute aber bin ich absoluter Herr, und als solcher komme ich, um Ihnen zu sagen, daß ich reich bin, sehr reich, reicher, als Sie wohl vermuten. Und daß ich Ihnen diesen Reichtum zu Füßen lege, wenn Sie die Meine sein wollen."

Die erwartete Wirkung seiner Worte blieb aus. Adelheids Miene bewahrte den Ausdruck kalter Ablehnung. „Ich wußte immer, daß Sie reich seien, Herr Wendelburg, Ihr Benehmen kennzeichnet den reichen Mann. Eines nur wußte ich nie und weiß es auch jetzt noch nicht, trotz all Ihres Redens, nämlich den Grund Ihrer seltsamen Beharrlichkeit, gerade mich mit Ihren Bewerbungen zu beehren."

Er starrte sie einen Augenblick an und lachte plötzlich laut auf, wobei in unangenehmer Weise seine großen Zähne zum Vorschein kamen und dem sonst nicht häßlichen Gesicht einen Ausdruck von Brutalität verliehen. „Famose Frage! Warum ich gerade Sie gern möchte, Fräulein Adelheid? Na, weil Sie mir eben gefallen. Das ist doch einfach."

„Sehr einfach."

„O bitte, so sehr einfach ist das auch nicht. Aber sollten wir nicht zunächst Platz nehmen?" Er schob ihr einen Sessel zurecht und ließ sich in einen gegenüberstehenden nieder. „Also — so ganz einfach ist das nicht, denn Sie gefallen im allgemeinen nicht jedem. Ich aber liebe das Besondere. Und Sie sind von besonderer Art.

Schon Ihre wahrhaft königliche Manier meinen Bewerbungen gegenüber — einfach verblüffend!"

Verächtlich glitten ihre Blicke über ihn hin. Jawohl, er war derselbe geblieben in den zwei Jahren, in denen sie ihn nicht gesehen, trotz gewisser äußerlichen Veränderungen, trotz einer geflissentlich zur Schau getragenen Herrenart, an Stelle der früheren dreisten Patzigkeit.

„Nun, wenigstens ehrt es Sie," sagte sie langsam, „daß Sie das Wort Liebe bisher in keinerlei Zusammenhang mit sich und Ihrem Thun brachten."

Er stutzte, wie ein Mensch, der an eine vergessene Wichtigkeit erinnert wird, dabei war noch ein anderes in ihrer Rede, ihrer ganzen Haltung, das ihn aufmerken und sich sagen ließ, daß er sich mit diesem Tone ihr gegenüber auf einem gefährlichen Wege befinde, den er nicht weitergehen dürfe. Er senkte die Augen und strich sich über den fahlblonden Schnurrbart hin. Als er die Hand wieder sinken ließ und den Blick ihr von neuem zuwandte, hatte sich in seinem Gesicht der Ausdruck phlegmatischer Aufdringlichkeit in Wärme und Anteilnahme verwandelt.

„Ich bin ein fünfunddreißigjähriger Mann, der das Leben stets nur von der praktischen Seite kennen gelernt hat und der, weil ihm romantische Gefühlsergüsse nicht liegen, sich manchmal mehr obenhin gegeben hat, als ihm ums Herz war. Daß ich Sie liebe, ist selbstverständlich. Und, glauben Sie mir, Adelheid, ich meine es auch gut mit Ihnen und verstehe Sie besser, als Sie wohl denken. Ich bin nur ungeschickt, es so recht zu zeigen."

Er hatte sich zu ihr gebeugt und seine Hände auf die ihren gelegt.

Sie wandte sich unruhvoll von ihm hinweg und sah ihn doch fragend von der Seite an. Dieser einfache Ton schlichter Wärme, den sie noch nie von ihm gehört! Sprach

da ein anderer zu ihr, wär's möglich, daß da eine verborgene Saite seines Wesens aufklang, die sie bisher noch nicht gehört, an die sie nicht geglaubt?

Wendelburgs scharfe Augen ruhten unverwandt auf ihr. Er gewahrte ihre veränderte Miene, gewahrte ihre plötzliche innerliche Unsicherheit, und in ihm sprach eine triumphierende Stimme: „Aha, jetzt faß' ich dich! Das also ist die Melodie, danach du tanzen würdest — na, auf dieser Pfeife können wir ja weiterspielen!“

Und immer mit dem schlichten Tone warmer Herzlichkeit fuhr er fort: „Sie thun mir leid, Adelheid, lange schon. Ich sehe wohl, was Ihnen fehlt — so gut wie alles.“

Ihr eigenes Wort von vorhin. Die Augen auf die Tischplatte geheftet, ließ sie ihn reden, ließ es geschehen, daß er ihre Hand drückte, die wie leblos unter der seinen lag.

„Sie sind wie in Ketten geschlagen und verlangen nach Freiheit. Sie sind jung und schön, und Ihre Jugend und Schönheit sehnen sich ins Leben hinaus. Sie würden ja erst zu leben beginnen draußen in Licht und Glanz und Freiheit. Ich biete es Ihnen und verlange nichts dafür, als daß Sie meinem Hause als schöne, bewunderte Frau vorstehen. Ich weiß, Sie lieben mich nicht — ich bin auch kein Schwärmer, der glühende Leidenschaft verlangt. Eine vernünftige, ruhige Zuneigung, wie sie in der Ehe von selbst kommt, genügt mir.“

Adelheid hatte ihre Hand unter der seinen hervorgezogen und stand nun auf. Die momentane Schlaffheit der letzten Minuten war vorüber, ruhig und fest sagte sie: „Sie werden mich nötigen, unhöflich gegen Sie zu sein, Herr Wendelburg, wenn Sie für Ihre Unterhaltung mit mir keinen anderen Stoff finden.“

Er erhob sich und verneigte sich leicht gegen sie. „Wie

Sie befehlen — für den Augenblick wenigstens, Fräulein Adelheid. Ich reise nicht sofort wieder ab und gedenke mich für die Folge noch mit Ihnen über diesen schwierigen Passus zu verständigen. Und ich habe für schwierige Angelegenheiten einen kleinen Wahlspruch. Sie sollen ihn hören." Bedeutsam seine Augen auf ihr Gesicht heftend, sprach er langsam, mit schwerem Nachdruck: „Die Sterne reißt's vom Himmel, das eine Wort: Ich will!"

Ihr Antlitz war erblaßt, ein Frösteln rann über sie hin. Doch dann hob sie stolz den Kopf empor. „Ein schöner Wahlspruch, Herr Wendelburg, und — warum könnte er nicht auch der meine werden?"

Mit kühnem Blicke maß sie ihn, als rufe sie ihn zum Kampfe.

Schweigend sah er ihr eine Weile fest in die Augen, dann glitt ein Lächeln kühler Ueberlegenheit über seine Züge. „Wünschen Sie es nicht, Adelheid! Der Weg „Ich will" ist hart und steinig — ihn geht auf die Dauer kein Weib."

Zweites Kapitel.

Laute Gutenachtrufe erschallten hie und da im stillen schlafenden Städtchen, und jeder, der sie hinter seinen verschlossenen Fensterläden hörte, wußte, daß es Heimkehrende vom Gesellschaftsabend des Schützenvereins waren, die einander so lärmend lebewohl sagten. Der Weg vom Schützenhause bis zum Städtchen führte ein Stück an Feldern entlang und war sehr dunkel. Apothekers hatten sich deshalb mit Stocklaternen versehen, die jubelnd von den Kindern vorangetragen wurden. Hinter ihnen folgten würdevoll Arm in Arm Herr und Frau Angreß, den Schluß des Zuges bildeten Adelheid und Hugo Wendelburg. Es hatte sich von selber so gemacht, der Weg war

schmal, und nur immer zwei fanden nebeneinander darauf Platz.

Wendelburg schwieg, Adelheid ebenfalls.

Sie hatte einen jener düsteren, traurigen Tage hinter sich, an denen man meint, es könne überhaupt nie wieder hell werden. Daheim war es unerträglich gewesen vom frühen Morgen an. Der Festvorbereitungen wegen hatte es Ungemach aller Art gegeben, über das die Apothekerin in ihre galligste Stimmung geraten war. Der Festabend sodann war für Adelheid zu einer Kette namenloser Quälereien geworden. Der Klatsch, der furchtbare, taktlose Kleinstadtklatsch hatte begonnen, seine Fäden zwischen ihr und Wendelburg zu spinnen, der während des Abends nicht von ihrer Seite gewichen war und alles gethan hatte, sich in ihren Augen günstig von dem Kreise seiner Umgebung abzuheben. Die Folie war wirksam für ihn gewesen.

Jetzt schritten sie beide still nebeneinander her, er die Augen in gespannt lauernder Erwartung auf ihr Gesicht gerichtet, sobald ihm dasselbe im Schein der Laternen erkenntlich ward, sie müde in sich zusammengesunken, wie in Schwäche und Todesmattigkeit. Am tiefdunklen Himmel flimmerten die Sterne, und in der Maienluft atmete jene wundersame, rätselvolle Frühlingsschwermut, die unter Thränenschauern lockend und leise das Märchen vom Glück erzählt. — —

Man war daheim angekommen und nahm vor der Hausthür der Apotheke Abschied. Wendelburg reichte allen die Hand, zuletzt Adelheid, deren Rechte er mit festem Drucke umspannte.

„Leben Sie wohl! Morgen also?“

Sie nickte, wobei das Mondlicht ihr Antlitz enthüllte. Es war weiß, und ihre dunklen Augen brannten.

Dann schlug die Hausthür hinter ihnen zu, und Wendel-

burg wandte sich, um sein Hotel zur weißen Krone aufzusuchen, wo er seit drei Wochen logierte.

Seit drei Wochen, jawohl. So lange schon saß er hier in dem Neste, um dieses unvernünftigen Mädels wegen, das zu besitzen er sich nun einmal in den Starrkopf gesetzt hatte. Seit drei Wochen mühte er sich die Zwangsjacke eines Benehmens an, das seiner Meinung nach einem Tanze zwischen rohen Eiern gleichkam. Uff! Er reckte und dehnte die Schultern. Wie saß der Schlafrock gewohnten Sichgehenlassens doch bequemer! Sie würde ihn auch schon noch darin kennen lernen, diese zimperliche, anspruchsvolle, aber bildschöne Prinzessin.

Wendelburg lachte in sich hinein und schlug ein Schnippchen. Jetzt endlich hatte er sie so weit!

Und plötzlich hob er den Kopf und pfiff so übermütig in die schweigende Nacht hinaus, daß so und so viel mißtrauische Hofhunde ein wütendes Gebell anhuben. —

Bei Apothekers rüstete man sich, zur Ruhe zu gehen. Eine allgemeine, mißmutige Stimmung herrschte: der Vater fand, es sei zu viel Geld ausgegeben, die Jungens heulten, weil sie keine Butterbrote mehr bekommen sollten, die Mutter jammerte über einen Fettfleck in ihrem schwarzseidenen Staatskleide und machte dabei anzügliche Bemerkungen hinsichtlich des ihr zu Ohren gekommenen Geredes über Wendelburgs Kurmacherei, der man anfing, jeden Ernst abzusprechen, da sie zu keinem Resultat führe. Endlich, da Adelheid zu alledem kein Wort sagte, brach die Apothekerin das beliebte Thema ab und befahl kurz: „Geh jetzt schlafen!"

„Noch einen Augenblick, Mutter, ich habe euch etwas mitzuteilen."

Erstaunt über den seltsamen Klang dieser Worte kehrten sich die Eltern Adelheid zu. Sie stand im Schatten an der Stubenthür, in ihrem schmalen Gesicht zuckte keine Muskel.

Der Vater gähnte. „Wird ja wohl auch Zeit bis morgen haben, deine Neuigkeit."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, es ist besser, ich sage es euch sogleich. Ich — ich habe mich vorhin auf dem Heimweg mit Hugo Wendelburg verlobt."

Wäre ein Blitzstrahl niedergefahren, er hätte keine größere Ueberraschung schaffen können, als diese Möglichkeit es that. Wie die Bildsäulen standen die Ehegatten und starrten die Tochter an.

Dann brach die Mutter los. „Aber Mädchen, das ist ja nicht möglich!"

Und der Vater, sie an den Händen ins helle Lampenlicht ziehend, rief: „Wie ist das bloß so rasch gekommen? Wir haben doch gar nichts gemerkt — willst du ein Glas Wein trinken, Kind, du bist ja so blaß!"

„Ach, laß sie doch, das ist die Erregung," wehrte Frau Angreß. „Adelheidchen, Kind, ich hab' dich doch immer so lieb gehabt wie mein eigenes Kind" — sie begann zu schluchzen und lehnte ihren Kopf an Adelheids Schulter — „nun also wirklich Braut! Nein, solch ein Glück, solche glänzende Partie! Sag nur bloß, wie's kam, daß du nun doch endlich ja sagtest."

Ein leises, bitteres Lächeln grub sich um Adelheids Mundwinkel und wich nicht mehr. „Ich fand, daß es am Ende leichter sei, eines Mannes Frau zu werden, als immer Tochter zu bleiben. Und jetzt darf ich wohl zu Bette gehen, Mutter?"

Die Eltern sahen einander betroffen an, da stützte sich Adelheid auf die Tischplatte, als fürchte sie, umzusinken.

„Heute nichts mehr," bat sie mit verlöschender Stimme, „ihr seht doch, wie müde ich bin."

Und sie nahm ihr Licht, sagte Gute Nacht und ging.

Das Zimmer teilte sie mit ihrer Schwester. Die Kleine lag bereits und schlief. Leise schritt Adelheid an

ihr vorüber ans Fenster und blickte auf den mondhellen, stillen Markt hinaus. Es war ihr, als müsse sie irgend etwas Besonderes denken oder empfinden. Dennoch blieb es still in ihr — nur einmal irrte es mit mattem Flügelschlag durch ihren Sinn: „Die Sterne reißt's vom Himmel, das eine Wort: Ich will!"

Und dann nickte sie. Ja, es war so.

In bleierner Todesmüdigkeit suchte sie ihr Lager auf und schlief tief und traumlos, wie die Jugend im Frühling schläft. —

Als sie am nächsten Morgen die Wohnstube betrat, wartete ihrer eine Ueberraschung. Ihr Platz vor dem Kaffeetisch war mit Blumen bekränzt, Vater und Mutter eilten ihr glückwünschend entgegen, die Geschwister umdrängten sie schmeichelnd. Sie war die Hauptperson der Familie geworden. Adelheid lächelte zu allem mit unnatürlicher Ruhe.

Gegen Mittag kam in feierlicher Gewandung Wendelburg, um der Form zu genügen, bei den Eltern um die Hand der Tochter anzuhalten.

Und noch immer lag das leere Lächeln um Adelheids Lippen, als Wendelburg, dann mit ihr allein, ihre Linke ergriff und ihr auf den Goldfinger einen kostbaren Brillantring streifte.

Sie blickte auf ihre so geschmückte, gefesselte Hand und beugte tief das Haupt darüber hin.

Da riß sie Wendelburg plötzlich wild und leidenschaftlich an sich. „Nun hab' ich dich — nun bist du endlich mein!"

Seine Lippen glühten auf den ihren, als wolle sein Kuß sie ersticken.

Mit einem wirren Laut wand sie sich aus seinen Armen, richtete sich hoch auf vor ihm, hob die bebende Hand und —

Nein, sie schlug ihn nicht in das Gesicht, nur flammenden Auges sah sie ihn drohend an.

Sein Gesicht verzerrte sich, die Blässe jäh aufsteigenden Hasses überzog es, etwas Brutales wollte über seine Lippen, doch er zwang es hinab, wandte sich kurz und lief aufgeregt im Zimmer auf und ab.

Etwas hatte ihm aus ihren Augen entgegengelodert, das ihm sagte, daß er sie noch nicht unwiderruflich festhielt. Wenn sie zurücktrat, ihn jetzt noch fallen ließe — er wäre blamiert gewesen vor aller Welt. Heute in aller Frühe schon hatte er seinen näheren Bekannten in Hartenau briefliche Mitteilung von seiner Verlobung gemacht. Auch die Kronenwirtin, welche die Neuigkeit mit Blitzesschnelle weitertragen würde, hatte er in Kenntnis gesetzt. Er mußte sich bezwingen, mußte sich ihr fügen — jetzt noch fügen.

Bittend, demütig kehrte er sich ihr wieder zu. „Verzeih mir, Adelheid. Ich war ungestüm — ungestümer, als ich durfte. Aber wenn mein Glück mir einen Augenblick die Besinnung nahm, bedenke: jahrelang hab' ich vergebens darauf gewartet."

Ihr ganzer Körper bebte jetzt in schaudernder Abwehr. „Nein, nein — das kann ich nicht ertragen — das nicht!"

Seine starken Augenbrauen zuckten, heftiger Atem blähte ihm die Nüstern, aber noch einmal meisterte er sich und bat zärtlich flehenden Tones: „Liebste, ich füge mich ja allem, was du nur willst, wie du es nur willst — nur vergieb mir, sei wieder gut."

Ganz leise neigte er die Lippen auf ihre Hand.

Scheu sah sie ihn von der Seite an. „Und Sie wollen das — nie wieder, nie —"

Um seinen Mund zuckte es wie im Spott.

Sie gewahrte es und rief drohend: „Belügen Sie mich nicht, Sie würden es bereuen!"

Da senkte er die Stirn wie in tiefer Traurigkeit und murmelte: „Du thust mir unrecht, Adelheid. Noch einmal: in allem nur, wie es dein Wille ist. Ich verspreche es dir."

Er nahm ihre Hand, drückte sie und hielt sie so fest. Sie rührte sich nicht.

Plötzlich sagte sie unvermittelt: „Ich muß ja doch — lassen Sie mich!"

„Sie, Liebste?" unterbrach er sie vorwurfsvoll bittend. „Noch immer Sie?"

Ein paar Sekunden noch zögerte sie, dann stieß sie hastig hervor: „Ich muß zur Mutter — laß mich hinaus!"

Er hielt sie nicht zurück. Er wußte, er hatte abermals über sie gesiegt. Tief schöpfte er Atem, und ein böses Licht glomm auf in seinen Augen. Die Hochzeit sollte bald stattfinden, und zuvor war es besser, so wenig wie möglich mit dieser widerspenstigen Braut allein zu sein. War sie erst seine Frau, würde er sie sich schon zwingen, wie er sie zu haben wünschte, als seines reichen Hauses kostbarstes Prunkstück.

— — — — — — — — — — — — —

Wendelburg begründete seinen Vorschlag, in sechs Wochen bereits die Hochzeit zu feiern, mit dem Wunsche, den Sommer noch für eine längere Hochzeitsreise auszunützen.

„Wo willst du, daß wir hinreisen, Adelheid?" hatte er sie schon des öfteren gefragt, und da er sie seit seinem mißglückten Zärtlichkeitsausbruch mit zurückhaltendem Takt behandelte, verbarg sie ihm nicht, wie ihre Seele die Schwingen zu regen begann, wenn er von den Schönheiten der Welt erzählte, die sich nun aufthun sollte für sie. —

In sechs Wochen also sollte die Hochzeit sein. Adelheid hatte sich im Hinblick auf eine weite, herrliche Reise,

die sie antreten wollten, einverstanden erklärt. Um Ausstattungsbesorgungen brauchte sie sich so gut wie gar nicht zu bekümmern. Wendelburg hatte es übernommen, den künftigen Hausstand herzurichten.

Es war selbstverständlich, daß er sich zu dem Zwecke mehr in Hartenau als in Eckartsburg aufhielt. Kam er einmal zu Besuch herüber, so war er der aufmerksamste Bräutigam von der Welt, der die glücklichen Apothekers mit Artigkeiten, die Kinder mit Näschereien und seine Braut mit Geschenken überhäufte, unter deren reicher Kostbarkeit sie sich ärmer und ärmer werden fühlte, ohne daß ein Mensch etwas davon ahnte. – –

Die Wochen schwanden, und eines Sonntags, da Wendelburg wieder zu Gaste gekommen war, hieß es: „Heute zum letztenmal als Bräutigam — in acht Tagen Hochzeit!"

Die Hochzeit — in acht Tagen!

Adelheid hatte dazu genickt. Dann war sie aufgestanden und davongelaufen, in den Garten hinunter, die Straßen entlang, bis in die Felder hinein. Da stand sie nun still und schaute den schmalen, staubigen Weg entlang, der zum Schützenhaus führte. Den Weg war sie mit ihm gegangen, damals, als sie ihm ihr Ja gegeben hatte, aus Müdigkeit am steten Kampfe, wie er es vorausgesagt, mürbe geworden vom ewigen Einerlei grauer, erstickender Alltagsgewöhnlichkeit. Ihre Blicke verfolgten den schmalen, staubigen Pfad, der da im Sonnenschein vor ihr lag, vom Städtchen zum Schützenhaus — vom Schützenhaus zum Städtchen. Auf dieser kurzen Strecke hatte sie schon so manch einen wandern sehen, hin und her, her und hin — Jahr um Jahr — ein langes Menschenalter, bis er müde ward und müder und sie den Müden noch ein letztes Mal dahin trugen, denn am Schützenhause vorbei führte der Weg zum Friedhof.

O wie war sie selbst in jener Maiennacht des Wanderns auf diesem Wege müde gewesen, bis zur völligen Erschöpfung, bis zum Zusammensinken, so daß sie, kaum wissend, was sie that, die Hand ergriff, die einzige Hand, die sich ihr bot, sie aus dieser Enge herauszuleiten.

Und in acht Tagen würde nun ihre Hochzeit sein! —

Wie Fieber kam es über sie, die Gedanken begannen ein wildes Rasen. In acht Tagen — über den Marktplatz in Kranz und Schleier — vor dem Altar an seiner Seite — des Predigers Trauwort: „In Liebe und Treue — für Gut und Böse — bis daß der Tod euch scheidet!"

In Liebe und Treue — bis daß der Tod — ein Leben lang, ein ganzes, langes Leben lang! Und sie war noch so jung — lieber Gott im Himmel, sie war noch so jung!

Am Feldrain war sie niedergesunken und weinte mit wildem Schluchzen.

Dann sprang sie wieder auf. Nein! Das war ja nicht möglich — ohne Liebe — ein Leben lang! Wo hatte sie ihre Sinne gehabt? War sie erstorben gewesen all die Wochen lang und wachte erst jetzt zum Denken und Fühlen wieder auf? Nein — nein! Noch war es nicht zu spät — noch war sie frei!

Frei? Und wenn er sie nicht wieder freigab? Er mußte es ja, wenn sie fest blieb im Wollen, sein eigener Wille würde es sein, wenn sie ihm gestände, wie ihr vor dem Leben an seiner Seite grauste. Demütig, als eine Bittende wollte sie zu ihm kommen, ihn anflehen, daß er ihr half, daß er Großmut übte, sich ihrer erbarmte.

Laufend fast legte sie den Weg nach dem Elternhause wieder zurück, unweit desselben kam ihr die Schwester entgegen.

„Du, ich hab' dich überall gesucht. Dein Bräutigam

hat schön gewartet. Er ist jetzt in die „Krone“, Briefe schreiben. Zum Abendbrot kommt er wieder.“

Zum Abendbrot — um sieben Uhr, und um neun Uhr reiste er ab. Und sie mußte ihn doch sprechen, allein mit ihm sein! Was sollte sie thun? Die Schwester mit einer Botschaft zu ihm schicken? Ihm schreiben? Aber das kostete Zeit, und ihr blieb keine Zeit — keine. Nur eines konnte sie thun. Sie schickte die Schwester mit einem Vorwand ins Haus und nahm selbst den Weg zur „Krone“. Im Treppenflur blieb sie stehen und wartete, ob nicht der Kellner kommen würde, durch den sie Wendelburg herabbitten lassen wollte. Doch der Kellner mochte wohl beschäftigt sein, die Sonntagsgäste im Honoratiorenzimmer zu bedienen.

Noch einige Augenblicke zögert sie, dann, immer nur von dem einen Gedanken erfüllt, daß ihr ja keine Zeit bleibt, eilt sie die Treppe hinan, klopft an seine Zimmerthür, öffnet auf sein Herein und ruft ihm, vor der Schwelle stehend, zu: „Ich bitte dich, komm heraus, ich muß mit dir sprechen.“

„Adelheid!“ Er ist aufgesprungen, steht mit ausgestreckten Händen vor ihr, sie weicht zurück, hört im gleichen Augenblick den ihr wohlbekannten, schleifenden Schritt der Kronenwirtin den Korridor herabkommen, empfindet die Unmöglichkeit, jetzt der Redseligen Antwort stehen zu müssen, und hat im nächsten Moment die Schwelle überschritten und die Thür hinter sich geschlossen.

„Adelheid, du kommst zu mir?“

Wendelburg ruft es und hat ihre bebende Rechte an seine Lippen gezogen.

Sie wehrt ihm nicht. Sie nickt, und noch einmal sagt sie: „Ich muß dich sprechen.“

Sie ist ganz blaß, nur ihre Lippen glühen wie im Fieber. Und plötzlich, immer nur das eine in sich fühlend:

sie hat keine Zeit — und nicht daran denkend, wie sie bittend, demütig, jede weichste, beste Stelle in ihm suchend, hatte zu ihm reden wollen, stößt sie es unvermittelt hervor: „Gieb mich frei — ich kann deine Frau nicht werden. Gieb mich frei!“

Wendelburg sieht sie an wie versteinert, aber dann ziehen sich langsam die Lippen von seinen breiten, blitzenden Zähnen, sein Kopf schiebt sich vor, als wolle er sich wütend auf sie stürzen, die nichts mehr und nichts weniger von ihm verlangte, als den Fluch der Lächerlichkeit auf sich zu laden. Sie freigeben, acht Tage vor der Hochzeit, den Abgedankten spielen vor aller Welt — seine Finger krallen sich in die Handflächen, die Wut würgt an ihm, und doch muß er sich beherrschen, wieder beherrschen, obschon er sie am liebsten über die Schwelle gestoßen hätte.

Noch einmal, jetzt die Hände zu ihm gefaltet, ruft sie: „Gieb mich frei!“

Ueber sein Antlitz fällt die Maske. Ihre Handgelenke umklammernd, bestürmt er sie: „Dich freigeben? Und warum? Was that ich dir? Worin fehlte ich, daß du frei sein willst von mir? Hab' ich nicht jedem deiner Wünsche mich gebeugt?“

Ein Zittern geht durch ihre Gestalt, vom Drucke seiner Hände. „Ja doch, ja — aber —“ Und wie ein Schrei kommt's aus ihrem Innersten herauf: „Ich kann nicht! Sei barmherzig! Ich that unrecht, als ich dir mein Wort gab. Du weißt, in welcher Stimmung es geschah, und nahmst es dennoch, was keiner gethan hätte.“

Seine Hände lösen sich von ihren Armen, er tritt zurück und murmelt gesenkten Blickes: „Keiner — außer dem einen, dessen Liebe nicht zu entsagen vermag.“

„Liebe!“ Ihre Stirn faltet sich, ihre Worte fallen hart: „Sprich nicht von Liebe. Ein Mann, der sich ein Mädchen zwingt —“

Er schüttelt den Kopf. „Ich zwang dich nicht. Wie hätte ich das vermocht? Ich habe mit festem Willen dich zu erringen versucht und verdanke dein endliches Ja – –"

„Einer klug gewählten schwachen Stunde."

Und nun lächelt er seltsam. „Also gut. Eine klug gewählte Stunde von mir, eine Stimmung von dir. Aber dieser deiner Stimmung sind lange Wochen gefolgt, meine liebe Adelheid, die jene Stunde fest und unlöslich machten. Und heute nun kommst du wieder in einer solchen „Stimmung" zu mir?"

„Nein, nein!" Ein Schluchzen quillt in ihr empor wie aus einem übervollen Brunnen, und laut aufweinend hat sie sich in einen Stuhl geworfen.

„Ich kann nicht! In acht Tagen die Hochzeit – – mir graust's davor. Ich kann nicht, ein Leben lang ohne Liebe!"

Wendelburg starrt die ganz Verstörte an, und ein Gedanke zuckt plötzlich in ihm auf und packt seine Eigenliebe wie eine glühende Faust. Dicht tritt er vor sie hin und heftet seinen Blick fest auf ihre Züge. „Du sprichst so viel von Liebe — solltest du von der mehr wissen, als ich geahnt?"

Sie ist jählings emporgefahren, ihre Augen suchen die Thür. „Ich wollte ja doch nicht hier — du solltest mit mir hinaus ins Freie."

Er hat sie schon wieder in ihren Stuhl zurückgedrängt. „Unterhaltungen wie unsere gegenwärtige eignen sich nicht für die Straße. Auch bist du mir noch die Antwort schuldig, ob in deinem Lebensbuche die Seite Liebe wirklich noch so unbeschrieben ist, wie ich bisher annehmen zu dürfen glaubte."

„Und wenn sie es nicht wäre?" Sie hat den Kopf zurückgebogen, etwas Kühnes, Willensstarkes leuchtet aus ihren Augen, etwas, das Wendelburg die Zähne zusammenbeißen läßt, um seine Gelassenheit zu wahren.

„So darf ich dich wohl um etwas nähere Einsicht in diese Seite bitten.“

Ein stilles Lächeln gleitet über ihr schönes Gesicht. „Du darfst es,“ sagt sie einfach. „Du würdest einen schönen Traum darinnen lesen, den ich vor sieben Jahren acht Tage lang geträumt habe.“

„Sprich wie ein vernünftiger Mensch.“ Seine Stimme klingt heiser. „Wer ist's?“

Fest blickt sie in das zuckende Antlitz über sich und sagt langsam: „Ein junger Offizier, der mich heute kaum wiedererkennen würde, wenn er mir auf der Straße begegnete.“

Ein kurzes, häßliches Auflachen schneidet ihr ins Wort, schwer legt sich Wendelburgs Hand auf ihre Schulter. „Das würde ja noch kein Beweis sein für die Einseitigkeit deines — Traumes.“

Ihre Augen leuchten ihn an. „Es ist der Beweis dafür. Und jetzt, da du auch das weißt, jetzt giebst du mich wohl frei.“

Wendelburg ist von ihr zurückgetreten. Mit Blitzesschnelle haben seine Gedanken die Thatsachen geordnet. Vor sieben Jahren, da hatte sie den berühmten Besuch auf dem Harwitzschen Gute gemacht und da, ein halber Backfisch noch, hat sie sich in irgend eine Uniform vergafft und glaubt, sich seitdem tragisch nehmen zu müssen. Er hätte am liebsten aufgelacht. Doch er faßt sie nur wieder bei der Hand, und in einem Ton, als spreche er zu einem thörichten Kinde, sagt er: „Also das ist der Roman deines Lebens, ein Schwarm von vor sieben Jahren, den du, wenn er dir heutigestags über den Weg liefe, vermutlich ebensowenig wiedererkennen würdest, wie er dich. Und darauf hin dich freigeben? Nein, meine liebe Adelheid, mit dieser Vergangenheit nehme ich es auf. Eine überspannte Backfischverliebtheit ist mir denn doch nicht schwerwiegend genug.“

„Doch, sie ist so schwerwiegend," sagt sie ernst. „Sie hat mich gelehrt, daß der rechte Mann nur eines Weibes Weg zu kreuzen braucht, damit es fühle: der ist's, dem könntest du folgen in Not und Tod!" Ihre schwingende Stimme bricht im Aufschluchzen. „Und heute nun, wie ich an unsere bevorstehende Hochzeit dachte, da kam es allgewaltig über mich und" — wieder falten sich ihre Hände ihm entgegen — „vergieb, vergieb — und gieb mich frei!"

Wendelburg mißt sie finsteren Blickes. Es ist, als lausche er in sich hinein. Plötzlich gleitet er lautlos zur Wand und berührt verstohlen den Knopf der elektrischen Klingel. Dann tritt er zu Adelheid und legt zärtlich innig den Arm um ihre Schulter.

Verwirrt hebt sie den Kopf zu ihm empor. Was wollte er? Großmut üben?

Er neigt sich tiefer zu ihr —

Da — ein kurzes Klopfen an der Thür, und gleichzeitig öffnet sich dieselbe, und des Kellners überrascht grinsendes Gesicht schaut herein.

„Hat der Herr —"

Wendelburg, von Adelheid zurückfahrend, ist mit einem Satze an der Thür, sie dem verdutzten Kellner vor der Nase zuschlagend. „Esel, der sich stets irrt!" Und dann, zu Adelheid gewandt, sagt er ernst: „Ich bedaure diesen Zwischenfall aufrichtig, namentlich um deinetwillen, denn er ist fatal, sehr fatal."

Das Zimmer aufgeregt durchmessend, murmelt er nochmals vor sich hin: „Fatal, fatal. Nun geht der Klatsch da unten los." Dann vor Adelheid stehen bleibend, geärgert, im Ton scharfer Rüge: „Wo hast du bloß den Kopf gehabt? Hierher zu mir zu kommen —"

Adelheid ist wie gelähmt. „Aber ich kam doch nur — ich wollte doch —"

Er unterbricht sie ungeduldig: „Ich denke, du hörst jetzt endlich auf mit diesen Thorheiten. Oder hättest du wirklich die Courage, das auf dich zu nehmen, was sie in dem Klatschnest hier aus einer acht Tage vor der Hochzeit gelösten Verlobung in der Verbindung mit diesem deinem Besuch bei mir zusammenbauen würden?"

Adelheid sitzt mit geschlossenen Augen wie leblos da. Und in sich sieht sie, wie alles kommen würde. Sie hört das Raunen und Flüstern, fühlt all die boshaften, hämischen Blicke. Ein Grauen überfällt sie, feige, elende Furcht, und sie spürt's, wie sich etwas in ihr verkriecht. Ihr Mut ist's, ihr armer, müde gequälter Mut.

„Nimm's nicht so tragisch, Kind!" Wendelburg streichelt ihre widerstandslosen Finger, seine Stimme klingt weich und warm. „Und nimm Vernunft an. Ich hab' dich doch lieb und will nichts weiter, als dich glücklich machen. Komm, wir schlagen die Klatschmäuler am besten tot, wenn wir selber die Sache möglichst harmlos nehmen. Arm in Arm frank und frei hinunter!"

Er hat den Hut aufgesetzt und reicht ihr den Arm.

Sie sieht ihn an, lang, prüfend. Und dann legt sie wie eine Schlafwandelnde die Hand auf seinen Arm und schreitet mit ihm die Treppe hinab, vorbei an der im Hausflur stehenden, verschmitzt lächelnden Wirtin, vorbei am Wirtszimmer, dessen Fenster von neugierigen Gesichtern umdrängt sind.

Arm in Arm mit ihm, der lächelnd auf sie einspricht, schreitet sie dahin — der Leute wegen.

Drittes Kapitel.

Die Trauung hatte stattgefunden. Der Hochzeitszug war aus der Kirche zurückgekehrt in die festlich dekorierte Apotheke, die Neuvermählten hatten die Glückwünschenden

an sich vorbeidefilieren lassen und standen sich nun zum erstenmal als Mann und Frau allein gegenüber.

Stolz und Bewunderung spiegelten sich in Wendelburgs Miene, wie er auf Adelheid blickte, die, von weißseidener Pracht umflossen, den Brautkranz gleich einer Krone auf dem anmutigen Haupte, in königlicher Schönheit vor ihm stand. In Adelheids Gesicht war tiefe Ergriffenheit. Klar war ihr Blick auf den Mann gerichtet, dem anzugehören sie soeben sich verpflichtet hatte. Daß dieser Schwur kein lügenhafter, falscher gewesen sei, dies sollten ihm ihre Augen sagen, wenn er nur ein klein wenig verstünde, darin zu lesen. In den letzten Tagen vor ihrer Hochzeit hatte sie sich innerlichen Frieden erkämpft, so daß sie schließlich ruhig der Trauungsstunde entgegensehen konnte, fest im Wollen, alle ihre Kraft daran zu setzen, die Lücke mangelnder Liebe in ihrer künftigen Ehe mit guten Thaten auszufüllen, so weit ihr neuer Wirkungskreis ihr Möglichkeit dazu bot. Konnte sie nicht glücklich, so wollte sie doch zufrieden und nützlich an seiner Seite werden. Sie wollte trachten, sich seiner Wesensart anzupassen, wie er während der Verlobungszeit sich ihr gegenüber offenbar die gleiche Mühe gegeben hatte. Es war ja nun geschehen, sie waren Mann und Frau und mußten miteinander durchs Leben gehen, und ein Gefühl kam ihr, als müsse das erste Wort ihres Gatten nach diesem Schweigen Aug in Auge die Richtschnur dieses ganzen, künftigen Lebens sein.

Bewegt streckte sie ihm die Hand entgegen.

Er nahm dieselbe und schüttelte sie kräftig.

„Also nun hab' ich wirklich und wahrhaftig eine Frau! Und was für eine!" Zungenschnalzend betrachtete er sie von oben bis unten. „Die werden Augen machen in Hartenau. Zum ersten Ball mußt du dein Brautkleid anziehen — großartig siehst du darin aus!"

Sie antwortete nicht, nur in ihren Augen war der Glanz erloschen. So trat sie mit ihm an die glänzend gerichtete Hochzeitstafel. Man hatte das Festmahl auf ein feines Frühstück beschränkt, da das Ehepaar bereits gegen zwei Uhr abzureisen gedachte.

Die Stimmung war bald eine äußerst lebhafte, und der Lautesten einer war der Bräutigam. Er trank für drei, und nach jedem Glase lockerte er den langentbehrten, heute an seinem Ehrentage endlich wieder angelegten Schlafrock ureigensten Benehmens ein wenig mehr. Die ernste, bleiche Braut ward stiller und stiller in diesem lärmenden, ausgelassenen Kreise; ängstlich verfolgten ihre Blicke das Gebaren Wendelburgs, den sie so noch nie gesehen hatte. Sein Kopf glühte, seine Augen stierten sie an, seine Hände preßten die ihren und seine Lippen flüsterten ihr verwirrtes Zeug zu.

Mehr und mehr wich sie von ihm zurück, mehr und mehr preßten Angst und Beschämung ihr die Brust zusammen.

„Ich bitte dich, trink nicht mehr; in einer Stunde geht unser Zug."

Warnend hatte sie seinen Arm berührt, da er abermals zur Sektflasche greifen wollte.

Ueberrascht starrte er in ihr erregtes Gesicht. „Sieh mal an," sagte er alsdann gelassen und goß sich sein Spitzglas bis zum Ueberschäumen voll. „Irrst dich aber, Kleine, Pantoffelschwingen giebt's nicht — nee, mein Herzchen, die selige Verlobungszeit hat nun ein Ende, Gott sei's gedankt! Prosit, junge Frau!" Schallend auflachend trank er ihr zu.

Sie lehnte sich im Stuhl zurück und regte sich kaum noch, bis ein verstohlener Blick der vor Stolz strahlenden Mutter sie mahnte, daß es Zeit sei, sich für die Reise umzukleiden. Unauffällig erhob sie sich und schritt noch

einmal hinüber in das Stübchen, das so lange ihre kalte Heimat gewesen war und von dem sie nun ging für immer.

Wohin?

Der Regen schlug gegen die Scheiben, der Wind trieb Wolken vor sich her. Kein Sonnenstrahl hatte ihrem Hochzeitstag gelächelt, der Himmel hat in ihren Kranz geweint.

Es ward an die Thür geklopft. Des Apothekers Kopf schob sich herein. Er sprach leise, vorsichtig. „Adelheid, ich kann dir keine Mitgift mitgeben, hast's ja auch gottlob nicht nötig. Aber so für den Anfang als junge Frau, so ganz mit leerer Tasche sollst du nicht von hier fortgehen."

Er reichte ihr eine zusammengefaltete Banknote hin und verschwand wieder im angenehmen Bewußtsein, seinem Vatergefühl in angemessener Weise Genüge gethan zu haben. Im übrigen konnte er sich nicht verhehlen, daß das Scheiden seiner Aeltesten sein Heim bedeutend friedlicher gestalten werde. Es hatte doch ermüdend viel Zank um sie gegeben.

Adelheid hatte mechanisch die Banknote entfaltet. Hundert Mark! Ihr, der jetzt Reichen, als ein Ueberflüssiges in den Schoß geworfen. Und noch vor kurzem hätte diese Summe genügt, ihr —

Sie zwang die aufsteigende Bitterkeit in sich hinab und ging, ihren Abschied von den Eltern zu nehmen.

Und dann trug der Eilzug die Hochzeitsreisenden hinaus in die Welt. Baden-Baden war als erstes Ziel genommen. Gegen Sieben würde man dort eintreffen. Morgen begannen in Iffezheim die Rennen, deren Besuch sich Wendelburg nicht entgehen lassen wollte.

Sie hatten ein Abteil erster Klasse für sich allein. Ein wenig schwerenöternd und noch ziemlich weinselig

rückte Wendelburg ganz nahe an Adelheid heran und legte den Arm um sie.

„Jetzt fliegen wir also in die Welt hinaus, Adelheidchen. Nun steck mal eine vergnügte Miene auf, du allerschönster, kleiner Satan!"

In die Welt hinaus! Bald würden sie kommen, die blauen Berge ihrer Träume, die waldigen Thäler, die rauschenden Gebirgsbäche. Schon wurde die Luft würziger, und hie und da lugte am Himmel ein Stückchen Azur durch das Wolkengrau. Schüchterne Jugendfreudigkeit ließ ihre Pulse höher schlagen. Es ging ja in die Welt hinaus.

Da fühlte sie einen schweren Druck um ihre Schultern — den Arm ihres Mannes, der sie fester umspannte. Unwillkürlich drängte sie ihn zurück. Er lachte schadenfroh.

„Wehr dich nur, du — hilft nichts mehr! Der Vogel ist gefangen, soll aber den allerschönsten Käfig haben, wenn er ein bißchen zahm zu seinem Herrn thut."

Zu seinem Herrn! Der gefangene Vogel!

Weit öffnete sie die Augen und sah ihn an — ihren Herrn. Seine plump auf die Polster hingelagerte Gestalt, sein rotes Gesicht, sein brutales Lächeln —

Sie atmete schwer.

Abermals ertönte Wendelburgs Stimme, diesmal heiß und leise ganz nahe ihrem Ohr. „Wirst du hübsch zahm werden, mein Vögelchen?"

Sie rückte tiefer noch in ihre Ecke und sagte: „Ich erkenne dich kaum wieder."

„So!" schmunzelte er und griff nach ihrem Kinn, „glaub's schon. Wirst noch manche Ueberraschung erleben, Kleine, dafür bist du ja nun verheiratet."

Seine Hand von ihrer Schulter schiebend, trat sie ans Fenster.

„Die Hochzeitsreise fängt vielversprechend an."

Er gähnte und dehnte die Glieder, als ein Ausruf des Entzückens ihn auffahren und neugierig den Kopf recken ließ. „Was ist denn los?"

„Ach sieh doch, wie schön!"

Ihre Hände deuteten hinaus, ihre Augen strahlten, verschwunden aus ihrem Gesicht war die abweisende Kälte, ein Lächeln spielte um ihren Mund.

„Sieh doch, Berge! Die ersten, die ich erblicke. Und Wald und Sonnenschein. Wie schön — o wie schön!"

Kopfschüttelnd betrachtete Wendelburg die Höhenkette, an welcher der Zug sie vorüberführte. „Um die paar Erdhaufen solche Aufregung? Bist ja ein merkwürdig leidenschaftliches Frauenzimmerchen! Hätt' ich gar nicht gedacht."

Sich zum Fenster hinausbiegend, immer mit dem gleichen stammelnden, rührenden Entzücken wiederholte sie: „Wie schön, wie schön, wie schön ist's hier doch!"

Seine Miene hatte sich umdüstert. Aergerlich warf er hin: „Na, nun ist's aber genug. Uebertreibungen sind mir verhaßt. Wie kann man sich nur so haben! Das ist verdreht, krankhaft."

Jäh wandte sie sich ihm zu. „Ich denke, ich sollte mich freuen, weil wir in die Welt hinausfliegen," sagte sie stockend.

„Ja doch, aber das meinte ich anders. Zu deinem Manne solltest du vergnügt und liebenswürdig sein — so, siehst du."

Er spitzte die Lippen und sah verschwimmenden Auges zu ihr empor.

Sie wendete sich stumm wieder dem Fenster zu.

Er betrachtete sie eine Weile, und plötzlich begann ihrer schweigenden Abwehr gegenüber fiebernde, verhaltene Wut in jedem Nerv seines Körpers zu beben.

„Sag mal, was bildest du dir denn eigentlich ein

mit deinem ewigen Gezimper? Wenn du meinst, als Frau die gleichen Manieren beibehalten zu können wie als Braut, da irrst du dich. Nur um dein hübsches Lärvchen auf zehn Schritt Entfernung anzubeten, lege ich dir nicht so und so viel Hunderttausende zu Füßen."

Und nun fühlte sie, wie sein heißes Gesicht sich dem ihren näherte, wie sein Odem sie berührte, wie seine Lippen die ihren suchten, wie sie kein Recht mehr besaß, ihn voller Abscheu von sich zu stoßen, und wie der Drang, es doch thun zu müssen, stärker war als alles, als alle Schwüre, alle Vorsätze.

Heftig hatte sie sich seiner Umschlingung entwunden. Beide Hände gegen die Schläfen gedrückt, die Augen groß und starr auf Wendelburg gerichtet, als sähe sie plötzlich eine fremde Gestalt an seinem Platze, hatte sie sich erhoben und wich langsam zurück von ihm.

Da erschütterte ein Stoß den Zug, der Wagen schwankte heftig, und nach vorn geschleudert sank sie hinein in die Arme, denen sie entfliehen gewollt und die sich nun in wilder Leidenschaft um sie schlangen. Seine Küsse bedeckten ihr kaltes Antlitz, bis sie emporzutaumeln vermochte. Ohne einen Laut von sich zu geben, warf sie sich vornüber auf das anderseitige Polster und verbarg den Kopf in den Kissen.

Vor ihrer Reglosigkeit verflog Wendelburgs Rausch, und unzufrieden mit sich selber suchte er Adelheid im Tone früherer Tage zuzusprechen.

Sie antwortete ihm nicht, das erboste ihn wieder, und schließlich schwieg er auch, lehnte sich in seine Ecke und schloß die Augen.

Eine Weile war nichts anderes hörbar als das Stampfen und Keuchen des dahinrollenden Zuges, dann mischten sich tiefe Atemzüge in dies Geräusch.

Da wandte Adelheid zögernd den Kopf und sah mit

einem Blick voller Grauen und Widerwillen zu ihrem Gatten hinüber.

Er schlief, fest und tief, mit halboffenem Munde.

Er schlief, während sie mit der dämmernden Erkenntnis eines schmachvollen Elendes kämpfte, von dem sie bisher keine Ahnung gehabt! Er schlief, ohne Verständnis, ohne Gefühl für das Wesen, mit dem er hatte gemeinsam durchs Leben gehen, das er aus gewöhnlicher Alltäglichkeit hatte hinausretten wollen in ein würdigeres, helleres Dasein! Er schlief, weil er sich seines Besitzes sicher wußte, und er war klug und wachsam gewesen, solange ihm derselbe noch hätte entschlüpfen können! Jetzt hatte er seinen Kaufschein dafür — das war der Trauschein — er konnte schlafen und brauchte ihr seine Gewöhnlichkeit nicht länger zu verhüllen. Und er würde es nicht mehr thun — nie — nie mehr!

Ihre Zukunft öffnete sich vor ihr, und sie sah darinnen etwas Furchtbares, Gedankenlähmendes, etwas, das ihr das Blut zum Herzen drängte, das ihre Blicke umherirren ließ, als suchten sie einen Weg zur Flucht.

Ein Sprung in die Freiheit, ein Todessprung!

Und in das donnernde Getöse des dahinjagenden Zuges schrie dröhnender noch aus ihrem aufgewühlten Inneren eine Stimme zu ihr empor: „Was thatest du? Und was wirst du noch thun? Frei sein wolltest du und fandest nicht die Kraft, dir dein stolzes, unangetastetes Ich zu wahren! War da keiner, der dich belehrte über das Kerkerelend der Frau an der Seite eines ungeliebten Mannes? Diese wenigen Stunden Eisenbahnfahrt im engen, abgeschlossenen Raum, allein mit ihm, ihm preisgegeben, sind ein Bild deines ganzen künftigen Lebens. Was dich auch trifft an Leid und Freud, mit ihm mußt du es teilen, mit ihm mußt du denken und fühlen lernen, wenn du Frieden finden willst. Mit ihm — mit ihm!"

Und wieder starrten ihre Augen umher und irrten hinaus ins Freie.

Der Zug hielt. Sie waren in Oos angekommen und mußten umsteigen. Etwas von Müdigkeit brummend fuhr Wendelburg empor.

Die letzte, kleine Strecke bis Baden-Baden wurde im überfüllten Wagen schweigend zurückgelegt. Am Ziele angelangt reichte Wendelburg Adelheid den Arm und führte sie von der Bahnhofshalle nach den draußen wartenden Wagen.

„Nicht fahren," bat sie jedoch beklommenen Tones.

Er war es zufrieden, schickte das Gepäck mit dem Hotelwagen voran, und darauf schritten sie zusammen in das Städtchen hinein, das sie in seinem Prachtgewande, gewoben aus Abendsonnenglanz und Tannenduft, empfing.

Trotz ihrer schlichten Reisekleidung erregte Adelheid bewundernbes Aufsehen unter den die breite Allee bevölkernden Kurgästen. Sie ahnte es nicht, wie sie durch jedes auf ihr ruhende Augenpaar höher und höher stieg in der Wertschätzung des Mannes an ihrer Seite. Ohne Blick für ihre Umgebung, wie im Traum schritt sie dahin, und wie Alpdrücken lag's auf ihrer Brust.

Vor der Trinkhalle bemühte sich Wendelburg, ihr das Heilkräftige der warmen Quellen zu erklären. „Schon manch einer mit gelähmten Gliedern," sagte er, „hat hier seine Krücken fortgeworfen und ist auf die Berge gestiegen."

Seine Worte trafen sie seltsam. Sie atmete tief und erhob den Blick zu den Gipfeln der Berge, denen sie sich jetzt zuwendeten.

Und dann standen sie auf der Höhe des Fremersberger Weges, der zu ihrem Hotel führte, und vor ihnen breitete sich ein Stück Paradies aus, eingebettet im Schoß des Schwarzwaldes.

Verzaubert, überwältigt tauchten Adelheids Blicke hinein in die sonnenumsponnene Schönheit zu ihren Füßen, als ihres Gatten Stimme jäh einen Schleier über dieselbe warf. Was er gesprochen, sie wußte es nicht, aber daß er gesprochen, hatte genügt, ihr die Welt zu verdunkeln.

Und so wird es immer sein!

Ihre Züge umdüstern sich, spannen sich schreckhaft, während sie weiterwandern in die lachende Welt hinein, bis Wendelburg stehen bleibt und auf ein hohes Gebäude links an der Wegbiegung deutet. „Sieh, Adelheid" — sein Ton vibriert, in seinen Augen glimmt ein Leuchten — „dort habe ich Zimmer für uns bestellt."

Ihr Fuß stockt, jeder Blutstropfen weicht aus ihrem Gesicht, ihre Blicke starren auf einen seligen Erdenfleck, geschaffen, das Glück zu umarmen. Lähmendes Entsetzen schlägt sie in Fesseln.

Er fühlt ihr Erzittern und lächelt, sie leise vorwärts drängend. „Nimm dich zusammen, Adelheid, da kommen Leute. Du machst ein Gesicht, als ob es hagelte."

Aus dem Walde zu ihrer Rechten treten ein Herr und eine Dame hervor. Unwillkürlich hat Adelheid zu ihnen hinübergesehen.

Zwei Glückliche! Sie blickt so zärtlich zu ihm auf und er —

Stürzt der Himmel hernieder, verlassen Raum und Zeit die Welt?

Er, er, er! Nach sieben Jahren zum erstenmal sieht sie ihn wieder!

Die Sinne vergehen ihr nicht, wie sie's gemeint, im ersten Erbeben des Erkennens — voll, heiß läßt sie die Augen auf der stolzen, hohen Gestalt ruhen, die ihr langsam entgegenschreitet, den vornehmen Kopf geneigt, in lächelnder Liebenswürdigkeit dem Geplauder der eleganten jungen Dame an seiner Seite lauschend.

„Und wenn er mir heute oder morgen auf der Straße begegnete, würde er mich kaum wiedererkennen.“ So hatte sie vor kurzem gesprochen.

Der Schlag ihres Herzens stockt, als er dicht an ihr vorüberstreift, flüchtig den Blick hebt und ihn ebenso wieder senkt. Er hat sie nicht erkannt.

Sie aber — alle Glocken in ihrer Seele sind aufgeklungen und haben ihm Willkommgruß geläutet. Daß er im Glück, eine andere, eine Braut oder geliebte Frau zur Seite, vor ihr erschienen — was kümmert es sie. Sie hat ihn wiedergesehen, hat ihn wiedererkannt nach sieben Jahren, hat es wieder gefühlt, jenes selig bange Erschauern, das sie einst heimlich, leise Liebe genannt! Und es war wirklich Liebe, Liebe — noch immer Liebe — jeder Pulsschlag glühte es, jeder Atemzug jauchzte es: Liebe!

Unwillkürlich hat sie sich losgerissen vom Arm ihres Gatten.

„Was hast du?“ Kopfschüttelnd zieht er ihre Hand auf seinen Arm zurück.

Wieder lähmen sich ihre Glieder, sie folgt ihm. Ihr ist's, als werde die ganze Erde plötzlich stumm, nur vom Himmel kommt noch Bewegung. Der lauscht sie. Und dieser Himmel ist in ihr, tiefblau hat er sich ihr aufgethan mit seiner flammenden Sonne Liebe. Die leuchtet hinein in ihres Herzens Dunkel, erstrahlt hinauf in ihre Augen und öffnet sie weit, daß sie hellen, klaren Blickes um sich zu schauen lernen, wie sie es nie zuvor gethan. Und jetzt erst sieht sie, welch herrliche Welt sich vor ihr aufgethan, welcher Sommertraum von Blühen und Kraft sie umduftet, wie die Lebensfreudigkeit dort drunten vom Thal auf verwehten Musikklängen zu ihr heraufsingt von Glück und Liebe.

Glück und Liebe!

In Sehnsucht hat sie sich die Hände danach wundgerungen und nun —

Verkauft aus Feigheit, aus Schwäche — mit der Gewöhnlichkeit verbunden für das ganze Leben!

Allmächtig hebt sich's in ihr, wie eine Woge, die Dämme zerbricht. Das ist nicht mehr Furcht — das ist einer mit gelähmten Gliedern, der einen Wundertrank getrunken, der seine Krücken fortwerfen und auf die Berge steigen will.

„Wir sind am Ziel, Adelheid."

Ein links einbiegender Pfad führt mit wenigen Schritten zum Hotel. Kein Mensch weit und breit in dieser stillen, vornehmen Waldabgeschiedenheit.

Am Ziel! Ein paar Schritte noch, dann —

Adelheid zögert, ihr bleiches Antlitz erstarrt, ihr Fuß stockt am Boden, ihre Hand gleitet aus seinem Arm. Sie sieht ihn an, ihren Gatten, und sie blickt auf das Haus, in das sie nun einziehen soll mit ihm als sein Weib.

Da plötzlich hallt's gleich einem Donnerschlag durch sie hin: „Wenn die Thür dieses Hauses hinter dir ins Schloß fällt, beginnt deine Gemeinschaft mit ihm, hast du dich unrettbar verloren an ihn, an seine Gewöhnlichkeit, an seine Erbärmlichkeit!"

Sie reißt sich leidenschaftlich los von ihm und flieht vor ihm in den Wald hinein.

Mit wenigen Schritten ist er an ihrer Seite. Kaum noch die Stimme dämpfend herrscht er sie an: „Hast du den Verstand verloren? Komm zur Vernunft, oder ich rufe Hilfe herbei!"

Er hat ihre Handgelenke umklammert, doch sie fühlt nicht den brutalen Druck seiner Fäuste, mit starren, weit geöffneten Augen folgt sie seinem Blick, der hinübergeht zu dem Hoteleingang, in welchem der Portier sichtbar

geworden, und ein anderes Geschehnis lebt plötzlich vor ihr auf. Sie sieht sich in Wendelburgs Hotel, auf seinem Zimmer — er den Arm zärtlich um sie gelegt, in der geöffneten Thür der Kellner — zur rechten Zeit — wie gerufen!

Wie eine Offenbarung flammt plötzliche Erkenntnis vor ihr auf, und sie schleudert es ihm entgegen voll Abscheu und Verachtung: „Willst du mich mit dem zwingen, womit du mich schon einmal zwangst — mit der Leute Mund? Denn du bist es gewesen, der in feiger, hämischer Erbärmlichkeit den Kellner zum Zeugen herbeigerufen — damals —"

„Schweig, Wahnsinnige!" In seinem Ton ist wilde Drohung, doch auf seinem Gesicht liest sie in fahler Verzerrung die Wut, sich ertappt zu sehen.

Kühne Entschlossenheit blitzt über ihre Züge, und so bricht es aus ihr heraus: „Ich bin sehend geworden. Mit Lüge und Falschheit hast du mich gewonnen und festgehalten, und darum sage ich dir, daß ich frei bin von dir, daß ich mich von dir scheide, daß ich von dir gehe noch in dieser Stunde."

„Adelheid — hüte dich! Ich lasse mich nicht narren von dir. Von heute ab habe ich Gewalt über dich! Hüte dich, daß ich sie nicht gebrauche."

„Gebrauche sie — ich fürchte dich nicht."

In unerschütterlicher Ruhe spricht sie es, und wie er es fühlt, daß sie Wahrheit redet, daß er das Spiel verloren hat in letzter Stunde, da flutet eine rote Woge über ihm zusammen, ein wilder Entschluß krallt sich fest in ihm. Sie soll nicht — nicht sie! Und müßte er zum Teufel werden an ihr — sein Wille soll sie zwingen, so oder so.

Sie schwankt in seinen Armen, seine Fäuste drücken sie fast zu Boden, und gleichzeitig ruft er dem neugierig

näher schreitenden Portier entgegen: „Schnell einen Wagen für die arme Kranke hier."

Dann, während der Portier davoneilt, beugt er sich über Adelheid und raunt ihr zu: „Noch einmal: besinne dich — komm zur Vernunft. Dieser Wagen kann dir eine Spazierfahrt bedeuten, oder — eine Fahrt ins Irrenhaus. Wähle!"

Ins Irrenhaus! Sie hört das Wort, und ihr Blick, der auf dem wut- und haßverzerrten Gesicht des Mannes vor ihr ruht, sucht hinabzudringen in seiner Seele tiefste Tiefe. Zu einer Wahnsinnigen sie machen wollen — wär's möglich, daß er auch dieser Erbärmlichkeit noch fähig? Ja, es war möglich — er sprach nicht leere Drohung aus, sie fühlte, sah es klar. Ihre Wangen erbleichen, doch es ist nicht Furcht. Licht und klar wie die Sonne, die über den Bergen steht, die auf die Stelle leuchtet, wo über ihren Weg die Liebe geschritten, steigt in ihr das Erkennen empor: lieber ins Irrenhaus, lieber in den Tod, als in Schmach und Lüge ein Leben an dieses Mannes Seite!

Fest klingt ihre Stimme: „Ich habe gewählt — ich habe mich geschieden von dir. Und ob du mich zerbrichst — du wirst mich nie mehr zwingen. Vor mir liegt mein Weg in Wahrheit und Klarheit — Ich will! Und ob er rauh und steinigt ist. ob er mir die Füße blutig reißt — ich gehe ihn. Durch Not und Elend — ich gehe ihn. Ich will!"

Nur ein heiserer Laut kommt von seinen Lippen. Seine Arme haben sie umschlungen, halten, pressen sie mit wütendem Druck. Sie rührt sich nicht — rührt sich nicht, als sie das Heranrollen, das Halten eines Wagens vernimmt, als sie die behutsam gedämpfte Stimme ihres Mannes hört, der dem Portier die Weisung giebt, ihm behilflich zu sein. Ihre Augen sind geschlossen. Von

den beiden Männern gefaßt, läßt sie sich in den Wagen heben.

Komme, was kommen mag — er hatte keinen Teil an ihr.

Viertes Kapitel.

„Ihr Fräulein Tochter beschäftigt sich wohl wieder mit ihren Bildern, gnädige Frau?“

„Ja, denken Sie nur, Herr Doktor,“ lächelte die Professorin. „Solch ein Kind ist die Ilse noch, trotz ihrer achtzehn Jahre. Sie sammelt immer noch Reklamebilder. Nun, Sie hatten ja in Baden-Baden Gelegenheit, zuweilen selbst zu urteilen.“

„Allerdings, gnädige Frau, ich hatte Gelegenheit, meine Meinung zu befestigen, daß nichts einem jungen Mädchen reizender steht, als Kindlichkeit.“

Flüchtiges, freudiges Rot huschte über die hageren Züge der kränklich aussehenden Frau.

„Es war immer unser Bestreben, Herr v. Selken, ihr die Kindlichkeit so lange wie möglich zu erhalten,“ sagte sie, beglückt, ein Lieblingsthema anschlagen zu dürfen. „Ilses Naturell kam unseren Grundsätzen überraschend entgegen, denn eigentlich haben mein Mann und ich wenig Verdienst an der Erziehung unserer Tochter. Seit ihrem vierzehnten Jahr war sie fast ununterbrochen in einem Rodenstadter Pensionat. Da sie Talent zum Malen zeigte, ließen wir sie bis vor einem halben Jahre dort, um ihr den Besuch der Kunstschule zu ermöglichen. Aber sie hat Ihnen das alles jedenfalls schon selbst erzählt, Herr Doktor. Jetzt soll sie nun hier gesellschaftlich eingeführt

werden, und im Hinblick auf die kommenden Winterfreuden mußte ich mich in Baden-Baden diesmal ganz besonders mit frischer Kraft versehen."

„Gnädige Frau haben sich wunderbar erholt," warf Doktor v. Selken ein. „Ich hatte bereits in Baden die Genugthuung, das zu bemerken. Hoffentlich bleibt es so."

„Hoffentlich," entgegnete sie mit schwermütigem Seufzen. „Die Schonzeit ist vorüber; das Kind hat eine Art, einem auf die Nerven zu fallen." Wie um das gerührt zärtliche Mutterlächeln zu verdecken, das ihr farbloses, früh gealtertes Gesicht übersonnte, strich die Professorin über Stirn und Wangen. „Dabei thut die Ilse nicht gern etwas."

Der Doktor machte ein belustigtes Gesicht und neigte interessiert den Kopf ein wenig vor, welche Bewegung Frau Professor Herbert als einen Widerspruch aufzufassen schien, denn sie beeilte sich, nochmals zu versichern: „Nein, wirklich, sie ist sehr unnütz, und wir sind leider genötigt, ein Fräulein ins Haus zu nehmen, das mir die Hausfrauenpflichten erleichtern und das zugleich Ilse eine Gefährtin sein soll. Zum Glück haben wir schon eine passende Wahl treffen können."

„Ah," meinte Selken, eine kleine Unmutsfalte über dem Auge, „hoffentlich ist Ihnen die Dame gut empfohlen, denn in Bezug auf Ihr Fräulein Tochter ist wohl besondere Vorsicht geboten."

„Sehr richtig, lieber Doktor," stimmte die Professorin bei, „allein in diesem Falle dürfen wir durchaus beruhigt sein. Fräulein Erhard, bei der Ilse hier ihre Malstudien fortsetzt, hat mir die junge Dame verschafft. Fräulein Erhards Urteil gilt mir als kompetent. Wissen Sie übrigens, Herr Doktor, daß sie in diesem Sommer ebenfalls in Baden war?"

„Fräulein Erhard?"

„Ja, doch nicht zum Vergnügen. Sie hatte sich für ein paar Wochen in einer Nervenheilanstalt versteckt."

„In einer Nervenheilanstalt?" staunte der Doktor.

„Nun, es war nichts Ernstlicheres. Sie hatte sich nur überarbeitet, und da sie mit der Anstaltsarztfamilie befreundet ist, konnte sie nichts Vernünftigeres thun, als die ihr in Baden gebotenen Vorteile auszunützen."

Ein Geräusch im Nebenzimmer, das halbgeschlossene Portieren vom Empfangsraum trennten, veranlaßte die Sprecherin, sich mit dem Rufe: „Bist du das, Ilse?" zu unterbrechen.

Eine weiche, melodische Stimme tönte zurück: „Ja, Mama." Und dann teilte sich der weinrote Vorhang und enthüllte ein Bild voller Eigenart und Reiz: eine jugendliche, schlanke Gestalt im weiten, faltenreichen Gewande unbestimmbarer Farbe, ein mattgetöntes, kluges Gesicht, von krausem, aschblondem Haar in loser, pikanter Frisur umrahmt und über dem Ganzen ein unbeschreiblicher Duft graziöser Eleganz und verführerischer Extravaganz.

„Ah, Herr Doktor — Sie sind's? Und das sagt einem niemand?"

Mit raschen Schritten eilte Ilse Herbert auf den sich tief Verneigenden zu und streckte ihm ihre reichberingte Hand entgegen. „Das ist aber nett von Ihnen, Herr" — sie zögerte, neigte den Kopf zur Seite und sah ihn lächelnd von unten herauf an — „nun, was hören Sie lieber, Leutnant oder Doktor?"

„Aber Ilse!"

„Aber Ilse!" wiederholte sie drolligen Tones den mütterlichen Tadel. „Man darf doch fragen, wenn einer so lange aktiver Leutnant war —"

„Und sich zum Chemiker bekehrt hat, gnädigstes Fräulein, dann —"

„Dann — nun ja, ich weiß, Sie ernster Mann! Also

fortan ohne Rückfall immer Doktor. — Bitte, Herr Doktor, wollen Sie nicht wieder Platz nehmen?"

Nach feierlich einladender Geste ließ sie sich selbst in einen Sessel nieder.

„Ich fürchte, meine Antrittsvisite dehnt sich allzu lange aus," wandte Doktor v. Selken mit einem fragenden Blick auf die Professorin ein und setzte sich erst wieder, als ihm liebenswürdig von der Dame des Hauses widersprochen wurde und Ilses lebendiges, sprunghaftes Geplauder von neuem begann.

„Antrittsvisite?" Sie hatte sich vorgebeugt und lachte spitzbübisch, wobei sie das Näschen komisch krauszog. „Das heißt der erste Besuch von einer ganzen, langen Reihe von Besuchen, nicht?"

„Ilse, aber Kind!"

„Ja doch, Mama, mein Benehmen ist höchst mangelhaft," zischelte Ilse zwinkernden Blickes zu ihrer Mutter hinüber. „Der Doktor nimmt mir's aber nicht übel, mit dem bin ich gut Freund in Baden-Baden geworden — vorher kannte ich ihn kaum — zu Papa kommen ja so viele Herren. Uebrigens, daß Sie in Baden dasselbe Hotel wie wir wählen mußten, war ein famoser Zufall."

Er lächelte, und ein warmes Rot färbte sein Gesicht. „Ich besuche fast alljährlich die Rennen, mein Fräulein, und wohne dann immer der schönen Aussicht wegen im „Gretel"."

Eine graziöse Handbewegung von ihr sagte: Schön! Schluß! Ich denke längst wieder an was anderes. Und die Schultern gegen die Lehne ihres Stuhles drückend, mit den Fußspitzen wippend, die Augen halb zukneifend, lachte sie ihm zu: „Wissen Sie schon, Herr Doktor, daß ich eine Wachtparade bekomme?"

„Ilse, ich muß dich doch bitten, das zukünftige Fräulein nicht zum Gegenstand deiner Scherze zu machen."

„Aber Mamachen," fiel die also Vermahnte der Mutter vorwurfsvoll ins Wort, „so alt ist doch das Fräulein noch nicht." Und dann zu Selken gewandt: „Morgen rückt die Wachtparade an — jung, schön. Nun, Sie werden sie ja kennen lernen, Herr Doktor."

In diesem Augenblicke betrat der Professor Herbert das Zimmer, ein sehr großer, bebrillter, kahlköpfiger Mann mit langsamen, bedächtigen Bewegungen, die er sich beim vorsichtigen Experimentieren in seinem chemischen Laboratorium angewöhnt haben mochte. Jetzt kam er aus dem Kolleg und freute sich, daheim Besuch anzutreffen. Doch des Doktors Zeit war abgelaufen, und er nahm nach wenigen, noch gewechselten Worten Abschied. Derweilen er das that, tänzelte Ilse im Zimmer herum, mit kaum vernehmbarer, seltsam schmeichelnder Stimme trällernd: „Ich hab' 'ne kleine Katz, ach hätt' ich doch 'nen Schatz."

So leise sie auch gesummt, der Doktor hatte sie doch verstanden und machte scherzhaft große Augen zu ihr hinüber, worauf sie ihn unschuldig verwundert ansah.

„Sie ist eben ein Kind," dachte Selken und sagte ihr mit herzlichem Händedruck lebewohl.

Als er sich entfernt und auch die Eltern den Salon verlassen hatten, machte „das Kind" ein gelangweiltes Gesicht und ging, ein paarmal leicht gähnend, durch eine Reihe gediegen ausgestatteter Räume in ihr eigenes, kokettes, ambraduftendes Stübchen hinüber.

Kaum hatte sie es betreten, pochte es leise an die Thür, und auf ihren Ruf lugte das Hausmädchen durch den Spalt und raunte: „Fräulein, ein Brief. Hab' ihn in den Toilettenkasten gelegt."

Stirnrunzelnd nickte Ilse. „Danke, Anna. Ich lohn's Ihnen ein andermal."

„Schon gut, Fräulein."

Des Mädchens Gestalt verschwand, die Thür schloß sich. Einen ärgerlichen Ausdruck im Gesicht zog Ilse alsdann die bezeichnete Schublade auf und nahm einen an Anna Veit adressierten, mit dem Poststempel Rodenstadt versehenen Brief heraus, öffnete ihn und begann zu lesen, wobei das Mißvergnügen in ihren Zügen wuchs. Endlich zerriß sie das Schreiben in kleine Stücke und zuckte hochmütig-wegwerfend die Achseln. „Dummer Junge!" Er wurde ihr lästig. Sie hätte ihm das Zugeständnis, ihr zuweilen unter der Adresse des Hausmädchens schreiben zu dürfen, nicht machen sollen.

— — — — — — — — — — — — —

Robert v. Selken hatte das villenartige Haus, das Professor Herbert für sich allein in stiller, abgelegener Gegend der Universitätsstadt Arberg bewohnte, verlassen und schlug nun den Weg zu seiner Schwester ein, der er heute vormittag noch einen Besuch zu machen versprochen hatte. Das Septemberwetter war so sonnig schön, daß es ihn wie leise Fröhlichkeit anwehte und er seine Schritte verlangsamte, um die zum angenehmen Träumen anregende Stimmung auszukosten.

Zunächst war es Ilse Herbert, um die sich sein Sinnen spann. Sie gefiel ihm. Sie war die amüsante, naive weibliche Jugend, wie er sie sich dachte, oder besser, wie es ihn gelehrt worden war, sie sich zu denken. Aus einer streng konservativen Offiziersfamilie stammend, hatte sich das Vorurteil derselben gegen jede weibliche Emanzipation auch auf ihn übertragen. Kapriziöse Eleganz, Schmetterlingsfarben, wie sie Ilse Herbert auf den beweglichen Flügeln trug, vermochten ihn zu fesseln, Selbstbewußtsein, selbständiges Denken und Fühlen eines Weibes stießen ihn ab. Ja, sie gefiel ihm, die Ilse. Sein ernstes Naturell sonnte sich gern im bunten Lichte ihrer Eigenart. Während seines vierzehntägigen Aufenthaltes in Baden-

Baden war er viel mit ihr zusammen gewesen, und er konnte sich nicht verhehlen, daß er sich auf den kommenden Winter freute, wo er ein häufiger Gast bei Professors zu sein hoffte, wenngleich er im allgemeinen nicht gar zu gesellig veranlagt war.

Sein Leben hatte ihm zu früh den Ernst gezeigt. Er war Offizier geworden aus Not, aus Tradition, nicht aus Liebe zum militärischen Berufe. Seine Eltern waren früh gestorben, ohne ihm einen Pfennig zu hinterlassen. Der Vater, ein wenig leichtsinnig, hatte das eingebrachte Vermögen der Mutter verbraucht. Unter solchen Umständen war die Leutnantszeit keine lustige für ihn gewesen. Während er in der Nähe ihres Gutes in Garnison lag, hatte er die Tante Harwitz, eine Base der Mutter und kinderlose Witwe, näher kennen gelernt, und diesem Umstande verdankte er den günstigen Wechsel seines Geschickes. Sie hatte ihn zum Erben ihres Gutes eingesetzt, das er nach ihrem Tode verkaufte, um seine Lieblingsidee, der militärischen Laufbahn zu entsagen und Chemie zu studieren, auszuführen. Zwar war er bis zur Erlangung seines Doktordiploms dreißig Jahre alt geworden, aber was schadete das? Er war glücklich im Besitze dessen, was er erreicht. Er kannte keine pekuniären Sorgen mehr, besaß ein gut eingerichtetes Laboratorium und war glücklich, seine einzige, verheiratete, ältere Schwester seit einem Jahre ebenfalls in der angenehmen, mittelgroßen Universitäts- und Garnisonstadt Arberg zu wissen, wohin ihr Gatte, Major v. Ramhorst, versetzt worden war.

All diese Bilder seiner Vergangenheit und Gegenwart zogen mehr oder weniger klar an ihm vorüber, hervorgelockt durch den heiteren Herbstsonnenschein und durch Ilse Herbert, das jüngste, reizendste Bild in dieser Gemäldegalerie seines Inneren.

Eben hatte die Turmuhr des altertümlichen Rathauses

ein Uhr geschlagen, und aus seiner Versonnenheit auffahrend beeilte sich der Doktor, auf dem nächsten Wege zu seiner Schwester zu gelangen. Major v. Ramhorst bewohnte in der Hauptstraße der Stadt eine Beletage, etliche Häuser entfernt von Selkens eigener Wohnung.

„Gnädige Frau daheim?"

Der Bursche machte ein etwas verlegenes Gesicht, als er den ihm wohlbekannten Doktor in den Salon führte.

„Was giebt's denn wieder?" dachte der und machte sich, um die Wartezeit zu kürzen, an das Durchblättern eines der Photographiealbums, die auf dem Tische des im Rokokogeschmack gehaltenen Zimmers lagen. Das Bild seines Schwagers fiel ihm zunächst auf. Aus Langeweile betrachtete er es eingehend. „Eigentlich ein fatales Gesicht," gestand er sich dabei. Eckig, unschön geformt, mit verbissener Energie darinnen, die ihm die Nüstern blähte und die Augen aufriß. Dazu Feinschmeckerlippen, wie sie sich kaum noch für einen Fünfzigjährigen geziemten.

Wie war es wohl möglich, daß dieser unangenehme Vater solch einen prächtigen Jungen von Sohn hatte? Nun ja, er artete wohl mehr nach der Mutter, der Hans, trotz seines blonden Schopfes.

Der Schwester Stimme vernehmend, die leise unbemerkt eingetreten war, sprang er von seinem Sitze auf und ergriff ihre Hand, dieselbe mit beinahe altmodischer Galanterie an seine Lippen ziehend. Dann sah er sie an. Ihr elfenbeinfarbenes Antlitz schien ihm abgespannt, ihre dunklen Augen hatten offenbar geweint, ihr braunes Haar war zerwühlt, um ihren edelgezeichneten Mund lief ein Zucken.

Sanft hielt er ihre Hand in der seinen fest. „Was fehlte dir, bevor ich kam, Irmgard?" fragte er weich.

Da neigte sie ihren Kopf auf seine Schulter und schluchzte laut auf.

Er ließ sie weinen und schwieg, nur zuweilen leise über ihr Haar streichelnd; wie es ein Vater gethan hätte, so hielt er die um fast zehn Jahre ältere Schwester still an seiner Brust, bis sie ruhiger ward, dann fragte er noch einmal: „Hast du mit — mit ihm wieder eine Scene gehabt?“

(Fortsetzung folgt.)





Der Samoaner.

Humoreske von Reinhold Ortmann.

Mit Illustrationen von Enrico Buffetti. (Nachdruck verboten.)

Vom Turm der Nikolaikirche zu Eberstadt schlug es eben vier, als der Briefträger über den Marktplatz gerade auf das stattliche Haus des Ratsherrn Nehlsen zuschritt, das sich mit seinem hellen Fassadenanstrich beinahe herausfordernd modern ausnahm zwischen all den alten, ehrwürdigen Giebelbauten ringsumher. Fräulein Amalie, die Schwester des längst verwitweten Ratsherrn und die sorgliche Hüterin seines Hauses, hatte ihn natürlich sofort erspäht. Denn wenn sie auf ihrem Beobachtungsposten am Fenster des Wohnzimmers saß, wäre nicht einmal ein halbflügger Sperling, der über den Marktplatz hüpfte, ihren scharfen Augen entgangen.

„Der Postbote kommt, Elli," wandte sie sich ins Zimmer. „Vielleicht bringt er etwas für dich."

Aber das Haustöchterchen schüttelte mißmutig den hübschen Kopf. Noch einmal liefen die schlanken Finger über die Tasten, dann schlossen sie mit einem recht vernehmlichen Knall den Deckel des seit einer halben Stunde schonungslos mißhandelten Klaviers.

„Ach, was soll er mir denn bringen, Tante? An mich schreibt ja kein Mensch. Höchstens mal eine meiner Pensionsfreundinnen, wenn sie das unwiderstehliche Bedürfnis fühlt, mir mitzuteilen, wie himmlisch sie sich amüsiert. Es ist ein sehr mäßiges Vergnügen, solche Briefe zu bekommen, wenn man sich selbst so gräßlich langweilen muß wie ich.“

Gleichsam zur besseren Veranschaulichung dieser gräßlichen Langeweile öffnete Fräulein Elli den kirschroten Mund etwas weiter, als es unbedingt notwendig gewesen wäre, zu einem ausgiebigen, melodischen Gähnen, und legte mit einer Gebärde tiefster Entmutigung die Hände im Schoße zusammen.

Tante Amalie aber sagte mißbilligend: „Ein achtzehnjähriges Mädchen sollte sich niemals langweilen, Elli! Es giebt immer irgend eine nützliche Beschäftigung, mit der man sich die Zeit vertreiben kann. Nimm dir doch ein Beispiel an Franziska.“

„Ach — immer Franziska! Wenn ich erst eine alte Jungfer bin wie sie, wird es mir vielleicht auch Vergnügen bereiten, das Hausmütterchen zu spielen. Und dann — sie ist doch gewissermaßen dazu verpflichtet, sich nützlich zu machen, wenn man nur aus Mitleid —“

Das weitere blieb ungesprochen, denn eben trat Fräulein Franziska über die Schwelle, die lose zusammengeheftete Taille eines weißen Ballkleides in der Hand.

„Möchtest du sie nicht noch einmal anprobieren, Elli? Ich glaube, jetzt wird sie passen.“

Die Angeredete sprang eilig auf. All ihre üble Laune schien beim Anblick der duftigen Hülle, die so hübsche Vorstellungen von rauschender Musik, flotten Tänzern und bewundernden Blicken weckte, ganz und gar verflogen. Rasch hatte sie die schottische Bluse ihres Hausanzuges abgestreift und war vor den Spiegel getreten.

„Aber du mußt mich erst ein bißchen enger schnüren, Franziska. Noch fester — so, ich danke! Und nun wollen wir sehen. Ja, jetzt sitzt es besser. Nur hier muß etwas fort — da ist eine häßliche Falte. Und den Ausschnitt können wir ganz gut noch etwas tiefer machen."

Franziska mochte wohl fast zehn Jahre älter sein als Elli; aber es war trotzdem ganz und gar nichts Altjüngferliches in ihrem Aussehen oder in ihrem Wesen. Eine anmutige, biegsame Gestalt und ein sanftes, regelmäßiges Gesicht mit großen, ungemein ausdrucksvollen braunen Augen hätten ihr vielleicht sogar Anspruch darauf gegeben, für schön zu gelten, wenn nur ihr blondes Haar etwas moderner frisiert, und ihr dunkelgraues Kleid etwas weniger klösterlich einfach gewesen wäre. An Geduld fehlte ihr's offenbar nicht, denn je liebevoller und aufmerksamer Fräulein Elli ihr Spiegelbild betrachtete, desto mehr fand sie nun doch noch an dem künftigen Ballstaat auszusetzen. Und die feierliche Handlung des Anprobierens war noch lange nicht zu Ende, als sie durch das plötzliche Erscheinen des Hausherrn eine Unterbrechung erfuhr.

Ohne Rücksicht auf den lauten Protest seines für Männeraugen nicht ganz ausreichend kostümierten Töchterchens war der Ratsherr ins Zimmer getreten, noch mit dem langen türkischen Schlafrock angethan, in dem er soeben sein Mittagsschläfchen gehalten, eine erloschene, halbverkohlte Zigarre im linken Mundwinkel und einen offenen Brief in der Hand.

„Ach was, Kind, du brauchst dich nicht zu genieren; ich sehe nicht hin. Aber dies hier ist eine Neuigkeit, die ich euch unmöglich vorenthalten darf. In fünf Tagen bekommen wir Besuch. Und soll ich euch sagen, von wem? Von meinem Neffen Rudolf Asmus, dem Durchgänger, den wir längst verdorben und gestorben glaubten



irgendwo jenseits des großen Wassers. Das ist eine Ueberraschung, nicht wahr?"

Es mußte wohl eine sein; denn Tante Amalie schlug

mit einem schmerzlichen „Ach, du lieber Gott, das hat uns gerade noch gefehlt!" die Hände zusammen, Franziska wurde totenbleich, und Fräulein Elli rief mit dem Ausdruck hellster Freude: „Der verschollene Vetter! Ach, das ist reizend! Der ist sicherlich furchtbar interessant."

„Elli!" mahnte die Tante.

Der Ratsherr aber sagte mit seinem wohlwollendsten Lächeln: „Warum soll sich das Kind denn nicht auf ihn freuen, Amalie? Auch ich sehe der Ankunft des Teufelsjungen mit aufrichtigem Vergnügen entgegen."

„Wa — was? Ist das dein Ernst? Dieser Rudolf, der nie etwas anderes im Kopfe hatte als dumme Streiche, der uns mit seinen Tollheiten beständig ins Gerede brachte, um dann eines Tages in die weite Welt hinauszugehen wie ein Vagabund? Zwölf Jahre lang hat er nichts von sich hören lassen! Und jetzt kommt er natürlich nur hierher zurück, weil er sonst nirgends mehr hin weiß. Denn darauf, daß nichts anderes aus ihm geworden ist als ein Landstreicher — darauf nehme ich Gift."

„Thu's lieber nicht, Amalie, es könnte dir schlecht bekommen. Es scheint, daß er damals doch besser als wir beide gewußt hat, was für ihn taugt. Da, lies selbst, was er mir schreibt."

Mit einem ungläubigen Kopfschütteln nahm die Tante den Brief in Empfang, und Elli stellte sich neugierig hinter sie, um über ihre Schulter weg mitzulesen. Um Franziska aber kümmerte sich keines, und es fiel deshalb auch niemand auf, daß sie mit gefalteten Händen dastand und mit seltsam verklärtem Gesicht.

„— — — als Teilhaber in die Firma eingetreten bin, für die ich zehn Jahre lang auf Samoa gearbeitet habe," las Elli laut, „und wenn ich auch heute noch kein Millionär bin, so habe ich doch wenigstens jetzt eine

Möglichkeit, es zu werden — —" „O Tantchen, Tantchen, diesmal hast du dich gründlich blamiert. Ein Landstreicher — haha! Paß auf, das werde ich dem Vetter erzählen."

„Ums Himmels willen, Kind! Ja, das ist freilich etwas ganz anderes. Ein heller Kopf ist er allerdings immer gewesen, der Rudolf. Und bösartig — nein, bösartig war er nicht. Aber er schreibt, daß er im Hotel absteigen will, um uns nicht lästig zu fallen. Das darfst du unter keinen Umständen zugeben, Klemens! Wir haben Platz genug. Und der einzige Sohn unserer verstorbenen Schwester darf nirgends anders wohnen als unter unserem Dache. Das ist doch auch deine Meinung?"

„Ganz meine Meinung!" stimmte der Ratsherr eifrig zu. „Noch in dieser Stunde werde ich ihm nach Hamburg schreiben, daß es eine tödliche Beleidigung wäre, wenn er unsere herzliche Einladung ablehnte. Ob ihm aber die beiden kleinen Fremdenzimmer oben im zweiten Stock genügen werden —"

„Was für ein Gedanke! Willst du einen hanseatischen Großkaufmann und Millionär unterbringen wie irgend einen hergelaufenen armen Verwandten? Er bekommt den großen Salon und das anstoßende Kabinett — darüber ist doch gar nicht weiter zu reden."

„Genau so hatte ich mir's gedacht, Amalie! Und auch sonst werden wir wohl einige kleine Vorbereitungen treffen müssen. Er soll sich doch recht heimisch bei uns fühlen und soll gleich innewerden, daß wir immer in Liebe seiner gedachten."

„Natürlich! Morgen schon müssen wir mit dem Reinmachen anfangen, Franziska! Ordnung und Sauberkeit gingen ihm immer über alles. Das liegt so in unserer Familie."

Elli hatte unterdessen das Schreiben zu Ende gelesen.

Und nun sagte sie lachend: „Was für ein lustiger Brief das ist! Und so liebenswürdig! Er muß ein reizender Mensch sein. Wie alt ist er denn eigentlich — der Vetter?"

„So um vierunddreißig herum," meinte der Ratsherr.

Tante Amalie aber erklärte sehr entschieden, Rudolf sei keinesfalls älter als zweiunddreißig. „Du mußt dich ja seiner noch erinnern, Franziska! Denn du warst mindestens sechzehn, als er fortging. Sah er nicht aus wie ein junger Apoll?"

„Ich — ich weiß es wirklich nicht mehr genau, liebe Tante," klang es beklommen zurück. „Möchten wir aber nicht zunächst die Anprobe beenden, Elli?"

„Ja — ja! Und du mußt dir jetzt doppelte Mühe geben mit meinem Kleide. Denn Vetter Rudolf soll mich auf den Kasinoball führen, und es wäre schrecklich, wenn eine von diesen Eberstädter Gänsen hübscher angezogen wäre wie ich."

— — — — — — — — — — — —

Das stattliche Haus am Markte glänzte wirklich wie ein Schmuckkästchen, als der sehnlich Erwartete seinen Einzug hielt. Die Dielen waren gescheuert, die Teppiche geklopft, und an allen Fenstern prangten frische Gardinen. Franziska hatte die ganze Zeit hindurch gearbeitet wie eine Magd. Jetzt hantierte sie in Hauskleid und Küchenschürze am Herde, um das festliche Begrüßungsmahl für den gefeierten Gast zu bereiten. Sie hörte das Rollen des vorfahrenden Wagens — denn der Ratsherr hatte sich's nicht nehmen lassen, mit Tante Amalie und Elli den Heimkehrenden am Bahnhofe abzuholen —; sie hörte auch das Durcheinander fröhlicher Stimmen auf der Diele. Und es war wohl nicht bloß der Widerschein des Herdfeuers, der ihre Wangen so lebhaft rötete, als sie über alle anderen hinweg den Klang einer heiteren,

sonoren Männerstimme vernahm, die allerlei wundersame Erinnerungen in ihrem Herzen weckte.

Dann verhallte dies Geplauder in den oberen Regionen des Hauses, wo die Tafel im vollen Glanze der Nehlsenschen Silberschätze prangte. Und da nach Tante Amaliens strengem Gebot sehr pünktlich angerichtet werden sollte, ließ das Bewußtsein ihrer großen Verantwortung Franziska jetzt keine Zeit mehr, irgend welchen Gedanken an die Vergangenheit oder anderen Träumereien nachzuhängen.

Erst volle zwei Stunden später durfte sie daran denken, das einfache Hausgewand mit ihrem Gesellschaftskleide zu vertauschen, um sich den oben Versammelten zuzugesellen.

So geräuschlos hatte sie das Speisezimmer betreten, daß anfänglich niemand ihr Erscheinen bemerkte. War doch auch die Unterhaltung im besten Gange, und die Stimmung auf jener Höhe, zu der eine vortreffliche Mahlzeit und gute Weine sie emporzuführen pflegen.

Um den Empfang des „Samoaners" möglichst feierlich zu gestalten, hatte der Ratsherr zu dem heutigen Mittagessen einige seiner angesehensten Freunde mit ihren Gemahlinnen eingeladen: den Bürgermeister Fersenfeld, den Amtsgerichtsrat Reinicke und den Apothekenbesitzer Schlüter, der nicht nur Stadtverordneter, sondern auch Präsident der Kasinogesellschaft war. Man hätte aus der Bürgerschaft von Eberstadt kaum eine vornehmere Tafelrunde zusammenbringen können, als Rudolf Asmus sie hier ihm zu Ehren vereinigt fand. Und es mußte ihn mit nicht geringem Stolze erfüllen, wenn er den Tag seines Auszuges verglich mit dem seiner Wiederkehr.

Mit vorgeneigten Köpfen saßen die vier bedeutendsten Männer des Gemeinwesens da, um nur ja kein Wort zu verlieren, das von seinen Lippen kam. Und die Damen blickten zu ihm auf wie zu einer Erscheinung aus anderen Welten. Keine von allen aber verriet ihre Bewunderung

mit so reizend naiver Offenheit wie Fräulein Elli, deren hübsches Gesichtchen einen geradezu verzückten Ausdruck angenommen hatte, und deren leuchtende Augen unverwandt an des Vetters Munde hingen.

Rudolf, der an ihrer Seite saß, hatte sich eben lächelnd zu ihr gewendet, als Franziska eintrat, und es schien, als hätten sich während dieser zwei Stunden schon recht vertraute Beziehungen zwischen ihnen angesponnen. Daß sie ein schönes Paar abgaben, hätte auch der giftigste Neid ihnen nicht streitig machen können. Zwar hatte Tante Amalie ein bißchen übertrieben, wenn sie ihren Neffen einen Apoll genannt hatte; aber mit seiner kraftvollen Gestalt, seinem tief gebräunten, energischen Gesicht und seinem blonden Bart war er immerhin eine ebenso stattliche als gewinnende Erscheinung.

Sobald er Franziskas ansichtig geworden war, sprang Rudolf eilig auf, um ihr entgegenzugehen und sie zu begrüßen.

„Grüß Gott, Franziska," sagte er freudestrahlend, ihr seine beiden Hände entgegenhaltend. „Es ist lange her, daß wir uns zum letztenmal gesehen haben. Aber ich hoffe, du hast mich trotzdem noch nicht ganz vergessen."

Sicherlich war sie die einzige gewesen, die in den zwölf Jahren seines Fernseins gar oftmals an ihn gedacht hatte. Aber um nichts in der Welt hätte sie es ihm in diesem Augenblick verraten.

„Grüß Gott, lieber Rudolf," sagte sie nur und reichte ihm die Hand, die er mit kräftigem Druck umspannte.

Unten neben Tante Amalie war noch ein Plätzchen frei. Dahin setzte sich Franziska, nachdem die kurze Begrüßung vorüber war. Und schweigend hörte sie den lebhaften Gesprächen der anderen zu.

„Ist es wahr, daß die samoanischen Mädchen so hübsch sind?" fragte Elli mit schelmischem Augenaufschlag.

Vetter Rudolf erwiderte galant: „Nicht so hübsch natürlich wie die jungen Damen hier in Deutschland. Aber es giebt recht niedliche unter ihnen, das läßt sich nicht leugnen."

Elli warf die rosige Oberlippe ein wenig auf. „Schließlich gehört doch aber ein sonderbarer Geschmack dazu, so eine schokoladenbraune Wilde schön zu finden. Kann man sich denn überhaupt ordentlich mit ihnen verständigen?"

„So gut, mein verehrtes Bäschen, daß die meisten auf Samoa ansässigen Europäer mit eingeborenen Mädchen verheiratet sind."

Von fünf weiblichen Lippenpaaren kamen gleichzeitig allerlei Ausrufe des Staunens und der Entrüstung.

„Und es giebt wirklich zivilisierte Menschen von weißer Hautfarbe, die solcher Verirrung fähig sind?" rief die Bürgermeisterin empört. „Mein Gott, was für entsetzliche Zustände müssen sich daraus ergeben!"

„Keineswegs! Die Samoanerinnen sind in hohem Grade bildungsfähig, dabei anspruchslos, liebenswürdig und von immer heiterem Gemüt. Ich fürchte, es giebt in Europa eine Menge Frauen, denen man nicht alle diese guten Eigenschaften nachsagen könnte."

„Ah, was für ein Vergleich!" protestierte die Amtsgerichtsrätin im Namen ihrer beleidigten weißen Schwestern. „Hoffentlich werden so anstößige Dinge, wie es diese unnatürlichen Mischehen sind, unter der deutschen Schutzherrschaft obrigkeitlich verboten werden."

Rudolf Asmus hatte darauf keine andere Erwiderung als ein etwas ironisches Lächeln. Tante Amalie aber hielt es bei der verfänglichen Wendung, die das Gespräch genommen, für angemessen, das Zeichen zur Aufhebung der Tafel zu geben, obwohl es fast den Anschein hatte, als ob Fräulein Elli gern noch mehr über das interessante

Thema gehört hätte. Man wünschte sich „Gesegnete Mahlzeit", die Herren zündeten ihre Zigarren an, und der Held des Tages, den es ersichtlich niemals lange auf einer Stelle duldete, plauderte in seiner unbefangen heiteren Weise bald mit diesem, bald mit jenem, immer bereit, die schier unersättliche Wißbegier der Eberstädter Herrschaften nach bestem Vermögen zu befriedigen.

Franziska, die sich so weit als möglich zurückgezogen hatte, verlor nicht ein einziges seiner Worte. Aber sie erschrak doch, als er plötzlich auf sie zu trat.

„Als ich fortging, warst du auf dem besten Wege, eine große Klavierkünstlerin zu werden, liebe Franziska. Ich weiß noch recht gut, wie schön du mir damals schon vorspieltest, und es würde mir eine große Freude sein, wenn ich dich wieder einmal spielen hören könnte."

Sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Seit Jahren schon hatte sie keine Taste mehr berührt; die häuslichen Pflichten, die man ihr nach und nach auferlegt hatte, ließen ihr keine Zeit dazu. Und dann wußte sie auch, daß ihre Verwandten es nicht gern sahen, wenn sie spielte, weil Ellis vielbewunderte musikalische Fähigkeiten nicht durch ihr ungleich bedeutenderes Talent in den Schatten gestellt werden sollten.

„Es thut mir leid," sagte sie, „ich habe es längst aufgegeben. Aber wenn du Musik hören willst, so wird dir Elli gern etwas vorspielen."

Das Haustöchterchen, das sich mit auffälliger Beflissenheit immer in der Nähe des Vetters zu halten wußte, hatte ihre letzten Worte gehört. Und ohne erst Rudolfs Bitte abzuwarten, sagte sie mit gedämpfter Stimme: „Nicht jetzt vor den vielen Menschen! Ich möchte dich das Beste hören lassen, was ich zu geben vermag. Und das kann ich nur, wenn wir miteinander allein sind. Also morgen, nicht wahr?"

Er stimmte natürlich zu, zumal ja ein sehr vielsagender Blick die verheißungsvollen Worte begleitet hatte.



Franziska benutzte nach einer kleinen Weile die erste schickliche Gelegenheit, um sich unbemerkt zu entfernen. Ein paar Stunden später erst hörte sie in der Einsamkeit

ihres Stübchens die Stimmen der abschiednehmenden Gäste, und gleich darauf stürmte Elli mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen zu ihr ins Zimmer.

„Ach, ich bin so glücklich, Franziska! Es war ein so himmlischer Nachmittag! Wie wunderschön wird es erst morgen auf dem Kasinoball werden! Vetter Rudolf ist von Herrn Schlüter im Namen der ganzen Kasinogesellschaft feierlich dazu eingeladen worden. Und die Bürgermeisterin hatte sich natürlich Rechnung darauf gemacht, daß er mit ihrer Hanna den Ball eröffnen würde. Ich konnte es ihr vom Gesicht ablesen, wie wütend sie war, als ich ihn gleich zur Polonaise, zu den beiden Quadrillen und zum Kotillon für mich in Beschlag nahm. Auch die Quacksalbersgattin und die spitznasige Amtsgerichtsrätin schienen im Interesse ihrer Töchter nicht sehr erbaut davon. Es ist jammerschade, daß du nicht gesehen hast, was für Grimassen sie schnitten.“

Und Fräulein Elli lachte aus vollem Halse bei der Erinnerung an den ergötzlichen Anblick.

Franziska meinte, daß es doch vielleicht für ein junges Mädchen nicht ganz schicklich sei, seine verwandtschaftlichen Vorrechte so ungeniert geltend zu machen. Aber sie kam damit sehr schlecht an.

„Wenn es nicht eine so lächerliche Vorstellung wäre, würde ich wahrhaftig glauben, daß du eifersüchtig auf mich bist,“ sagte Elli gereizt. „Soll ich etwa die Zimperliche spielen, damit mich morgen einer dieser koketten Grasaffen bei ihm aussticht? Ich weiß sehr gut, wie ich mich zu benehmen habe. Und wenn ein paar alte Schachteln sich darüber ärgern — nun, so ist es um so besser.“

Ohne ihrer Verwandten auch nur Gute Nacht zu wünschen, lief sie wieder hinaus. —

Zur nämlichen Stunde gab es unten im Wohnzimmer

eine sehr ernsthafte Besprechung zwischen dem Ratsherrn und seiner Schwester. Denn Tante Amalie hegte über die Absichten der drei Damen ganz dieselben Vermutungen wie ihre scharfsichtige Nichte, und sie bereute es sehr lebhaft, daß man ihnen durch das heutige Festessen gewissermaßen selbst das Feld für den Wettkampf geebnet hatte.

„Du hast es ja gehört, Klemens, wie herzlich und dringend er von allen dreien eingeladen worden ist. Es ist geradezu deine Pflicht, ihn vor den Fallstricken zu warnen, die ihm da gelegt werden sollen. Einer, der so lange unter halbwilden Naturmenschen gelebt hat, wie Rudolf, fällt den raffinierten Künsten solcher aufs Heiratstiften erpichten Mütter nur zu leicht zum Opfer."

Das war eine Befürchtung, die dem Ratsherrn einleuchtete. Und als er in der Frühe des nächsten Tages auf kurze Zeit mit seinem Neffen allein war, handelte er nach Tante Amaliens klugem Rate.

„Nimm dich vor Amors Schlingen in acht, mein lieber Junge," sagte er halb scherzend. „Es giebt viel hübsche Mädchen heute abend auf dem Ball und in den Häusern, die du während der nächsten Tage besuchen sollst. Aber sie zeigen einem jungen Manne bei solchen Gelegenheiten nicht ihr wahres Gesicht. Und ich rufe dir mit dem Dichter zu: Der Wahn ist kurz — die Reu' ist lang."

„Besten Dank für die freundliche Warnung, Onkelchen," erwiderte Rudolf heiter. „Aber es hat keine Gefahr. Auch wenn sie lauter Engel wären, würden mir die hübschen Mädchen, von denen du sprichst, nichts mehr anhaben können. Denn mein Herz liegt bereits in unzerreißbaren Banden."

„Wirklich? Und darf man vielleicht erfahren —"

„Noch nicht, lieber Onkel, noch nicht! Das ist vorläufig mein Geheimnis, und ich bitte dich herzlich, mich nicht zu fragen. Ist der rechte Augenblick gekommen,

wirst du natürlich der erste sein, dem ich mich offenbare."

„Wohl, ich kann warten. Du weißt ja, mein Junge, daß du dich mir rückhaltlos anvertrauen darfst wie einem Vater — ja, wahrhaftig: wie einem Vater."

— — — — — — — — — — — — —

Als Fräulein Elli zu ziemlich vorgerückter Morgenstunde aus den Federn gekrochen war, hatte Rudolf das Haus bereits verlassen. Er wollte die Gräber seiner Eltern besuchen, wie er sagte, und einige andere Stätten, die ihm durch heitere oder ernste Kindheitserinnerungen teuer waren. Vor Mittag sollte man ihn nicht zurückerwarten. Und das Töchterchen des Hauses hatte deshalb keine unliebsame Ueberraschung zu fürchten, als es in den zum Fremdenzimmer umgewandelten Salon schlüpfte, um die Effekten des Vetters einer kleinen Musterung zu unterziehen.

Tante Amalie vernahm zehn Minuten später einen gellenden Aufschrei aus jenem Zimmer und fand ihre Nichte mit sprühenden Augen und dem Gesichtsausdruck einer Furie in einem Sessel liegen, als sie voll banger Besorgnis herzueilte.

„Um des Himmels willen, Kind, was ist geschehen? Er hat doch nicht etwa in seinem Koffer eine Klapperschlange aus Samoa mitgebracht?"

Elli machte eine Bewegung, die offenbar ausdrücken sollte, daß es viel Schlimmeres sei als eine Schlange, was sie entdeckt hatte.

„Der Schändliche!" stieß sie mit Anstrengung hervor, denn ihre Stimme war fast erstickt von einem zornigen Schluchzen. „Er hat uns alle schmachvoll hintergangen. Er selbst ist mit einer von diesen scheußlichen Kreaturen verheiratet. Da — hier ist der Beweis."

Mit zitternder Hand griff Tante Amalie nach einem

Bilde, das Elli ihr entgegenhielt. *) Auch ihren Lippen entrang sich ein Aufschrei des Entsetzens. Denn was sie da erblickte, machte allerdings ohne weiteres jeden Zweifel an der Wahrheit des Ungeheuerlichen zu nichte. Es war ein hübsch ausgeführtes photographisches Gruppenbild in Kabinettformat. Auf der offenen Veranda eines von schlanken Kokospalmen umstandenen schmucken Hauses saß im weißen, bequemen Pflanzeranzuge ein stattlicher, blondbärtiger Mann mit der lachenden Miene vollkommenster irdischer Glückseligkeit. Er hielt ein allerliebstes, kraushaariges und dunkelhäutiges Mägdlein von drei oder vier Jahren auf seinem rechten Knie, während sich an das linke ein drolliges Bürschchen in annähernd paradiesischer Bekleidung schmiegte. Hinter den dreien aber stand, vom lichten Tropensonnenschein umflossen, ein wenn auch recht hochsommerlich, so doch durchaus modern kostümiertes weibliches Wesen, das ein unbefangener Beschauer schwerlich gleich Fräulein Elli als eine „scheußliche Kreatur" bezeichnet haben würde. Denn wenn es auch mit der braunen Hautfarbe, von der das Töchterchen des Ratsherrn gestern gesprochen, ungefähr seine Richtigkeit haben mochte, so nahm sich doch das jugendliche Antlitz mit den großen dunklen Augen unter dem dichten Gewirr der mit Blumen geschmückten Locken wirklich sehr anmutig aus. Und um ihre ebenmäßige schlanke Gestalt hätte manche geschnürte weiße Modedame diese Samoanerin beneiden dürfen. Alles in allem war es ein heiteres und herzerfreuendes Bildchen, das auch ohne die mit Tinte groß und leserlich darunter geschriebenen Worte: „Ein samoanisches Familienidyll" auf die meisten Menschen wahrscheinlich sehr anheimelnd und ergötzlich gewirkt haben würde.

*) Siehe das Titelbild.

Tante Amalie und Elli aber sahen es mit anderen Augen an. Der lachende, blondbärtige Mann war ja Rudolf Asmus, wie er leibte und lebte. Das Bild war so scharf und so gut getroffen, daß man sich nicht einmal an die schwache Hoffnung klammern konnte, es handle sich vielleicht nur um eine zufällige Aehnlichkeit. Und da nach seiner eigenen nachdrücklichen Versicherung die Ehen auf Samoa nach christlichem Brauch und Gesetz geschlossen wurden, unterlag es keinem Zweifel, daß auch die dunkelhäutige junge Frau und die beiden bronzefarbigen Sprößlinge richtige Verwandte des Rehlsenschen Hauses seien.

„Welche Schmach! Und er konnte es trotzdem wagen, seinen Fuß über unsere Schwelle zu setzen! Auf der Stelle müssen wir deinen Vater benachrichtigen, mein Kind! Ach, ich wußte es ja gleich, daß dieser Besuch uns nur Aerger und Schande bringen würde. Aber auf meine Warnungen wolltet ihr ja nicht hören." —

Die Entrüstung des Ratsherrn war natürlich nicht geringer als die Empörung seiner Damen. Wütend schleuderte er das Bild auf den Tisch und begann mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder zu wandern.

„Das also meinte er mit den unzerreißbaren Banden, die sein Herz umstrickt hielten! Eine Wilde, die vielleicht in ihrer Kindheit noch Menschenfleisch als Sonntagsbraten gegessen hat. Eine saubere Verwandtschaft, das muß wahr sein! Wahrhaftig, er hatte guten Grund, erst auf eine günstige Gelegenheit warten zu wollen, ehe er mir sein delikates Geheimnis offenbarte."

Elli schluchzte in ihr Taschentuch, daß einem das Herz hätte brechen können über dem Jammer des armen Kindes. Und Tante Amalie richtete an ihren Bruder das kategorische Verlangen, dem ehrvergessenen Neffen ohne weiteres die Gastfreundschaft aufzukündigen. Aber bei einiger Ueberlegung stellte sich doch heraus, daß das nicht

wohl angängig sei — einmal des Skandals wegen und dann, weil Elli zugestehen mußte, das Bild in Rudolfs Koffer unter allerlei Briefschaften und Papieren gefunden zu haben. Dies lebhafte Interesse des lieben Kindes für sein Gepäck aber konnte man Rudolf doch unmöglich verraten. Und so kam man schweren Herzens zu dem Entschluß, den Uebelthäter vorläufig nichts von der fürchterlichen Entdeckung merken zu lassen, die man in seiner Abwesenheit gemacht.

„Früher oder später wird er ja selbst damit herauskommen," sagte der Ratsherr, „und dann — ah, dann soll er meine Meinung gründlich erfahren."

„Ich aber will schon vorher nichts mehr mit ihm zu schaffen haben," erklärte Tante Amalie. „Der Schreck ist mir dermaßen in die Glieder gefahren, daß ich bereits die Vorboten meiner Migräne fühle. Ich ziehe mich auf mein Zimmer zurück. Und nicht früher komme ich wieder zum Vorschein, als bis dein sauberer Herr Neffe das Haus verlassen hat."

„Aber der Ball!" rief Elli mitten aus ihrem grenzenlosen Schmerz heraus. „Wenn du nicht mitgehen willst, wer soll mich dann begleiten?"

„Laß es Franziska statt meiner thun, wenn du auch jetzt noch Neigung verspürst, hinzugehen."

„O, jetzt erst recht! Ich werde ihm doch nicht den Triumph vergönnen, zu sehen, wie unglücklich er mich gemacht hat. Er soll erfahren, daß ich auch andere haben kann als ihn. Bis in den Staub will ich ihn demütigen — ah, er wird mich von einer ganz neuen Seite kennen lernen, dieser saubere Herr Vetter!" —

Franziska war nicht wenig bestürzt, als sie den Befehl erhielt, sich für den Besuch des Kasinoballes zu rüsten, zu dem sie unter anderen Umständen natürlich niemand eingeladen haben würde. Aber ihre Einwendungen

wurden kurzweg zurückgewiesen. Und sie fügte sich ohne weiteren Widerspruch, als sie die eigentliche Ursache der veränderten Dispositionen erfuhr. Mit einem schrillen Hohnlachen zeigte ihr Elli das verhängnisvolle Bild.

„Da — wie gefallen dir Rudolfs Gattin und seine entzückenden Kinder? Reizende Kannibalenphysiognomien, nicht wahr?"

Franziska betrachtete die Photographie sehr aufmerksam, und auf ihrem sanften, blassen Gesicht trat auch nicht das kleinste Anzeichen sittlicher Entrüstung zu Tage.

„Ich kann sie durchaus nicht häßlich finden," sagte sie ruhig. „Und wenn Rudolf in seiner Ehe glücklich geworden ist, haben wir wohl weder ein Recht noch eine Veranlassung, ihn wegen seiner Wahl zu tadeln."

Ellis hübsche Augen blitzten sie an, als wollten sie sie durchbohren. „Du — du — bist sehr duldsam," stieß sie hervor, obgleich sie offenbar am liebsten etwas viel Schärferes gesagt hätte. „Jedenfalls solltest du nicht versäumen, ihm bei passender Gelegenheit zu dieser geschmackvollen Wahl recht herzlich zu gratulieren."

Und mit dem Knall eines Achtundvierzigpfünders flog die Thür hinter ihr zu.

— — — — — — — — — — — — —

Die drei Würdenträger, die gestern in dem schmucken Haus am Markte zu Gast gewesen waren, saßen ahnungslos im Honoratiorenstübchen des Ratskellers beim Frühschoppen um den runden Tisch, als feierlichen, tiefernsten Antlitzes der Ratsherr Nehlsen eintrat, um nach kurzer Begrüßung und vorsorglicher Entfernung des Kellners mit einer wahren Grabesstimme zu sagen: „Meine Herren, als Mann von Ehre erachte ich es für meine Pflicht, Ihnen eine für mich sehr schmerzliche und beschämende Mitteilung zu machen. Mein Neffe Rudolf Asmus ist nicht der, für den wir ihn gehalten haben. Ein Zufall



hat mich soeben mit Schaudern die ganze Hoffnungslosigkeit seiner moralischen Verkommenheit erkennen lassen. Er ist nicht nur mit einer pechschwarzen Samoanerin verheiratet, sondern auch der Vater mehrerer Kinder, die in jeder Jahrmarktsmenagerie für Geld gezeigt werden könnten. Sie begreifen, was es mich kostet, Ihnen das zu offenbaren; aber ich glaubte, wie gesagt, dazu verpflichtet zu sein. Und ich hoffe, Sie werden mir trotz dieses Schandflecks auf dem Schilde meiner Familienehre Ihre Freundschaft nicht ganz entziehen."

Der Eindruck dieser Enthüllung war ein ganz gewaltiger. Von allen drei Seiten gleichzeitig mit Fragen bestürmt, mußte der unglückliche Ratsherr das zum Verräter gewordene Bild, das er nicht mitzubringen gewagt hatte, bis in die kleinsten Einzelheiten schildern, nachdem er sich durch Wort und Handschlag des unverbrüchlichen Stillschweigens der Freunde versichert hatte. Innig und aufrichtig war das Bedauern, das ihm die wackeren Männer aussprachen. Dann folgte eine längere eingehende Beratung darüber, ob man es nicht der Ehre und dem Ansehen der Kasinogesellschaft schuldig sei, die gestern unter ganz anderen Voraussetzungen an Rudolf Asmus ergangene Einladung noch in letzter Stunde wieder zurückzunehmen. Da man es aber nicht wohl hätte thun können, ohne das dem Ratsherrn abgelegte Gelöbnis der Verschwiegenheit zu verletzen, so leistete man auf eine so energische Maßregel vorläufig Verzicht.

„Man wird ihn eben auf andere Weise fühlen lassen müssen, daß es nicht angängig ist, die Sittlichkeitsbegriffe der Kanaken und Hottentotten auf die gute Gesellschaft von Eberstadt zu übertragen," sagte der Bürgermeister. „Und ich glaube, wir überlassen es am besten unseren Damen, ihn durch ihr Verhalten darüber zu belehren."

Das war ein Vorschlag, der allgemeine Zustimmung

fand, und früher als sonst griffen die drei Herren nach ihren Hüten, um die große Neuigkeit heimwärts zu tragen. Die Aufnahme war je nach dem Temperament der Damen und je nach der Größe der bereits gebauten Luftschlösser eine sehr verschiedene; die unmittelbare Folge aber war in allen drei Fällen eine sofortige Einstellung der für einen festlichen Empfang des samoanischen Millionärs im Werke gewesenen Vorbereitungen.

— — — — — — — — — — — — —

Rudolf Asmus hatte seine Wallfahrt zu all den lieben Erinnerungsstätten seiner Kindheit beendet, und er war noch etwas weich gestimmt von den dabei empfangenen Eindrücken, als er um die Mittagszeit in das Haus am Markte zurückkehrte. Er kam gerade zurecht, um zu sehen, wie der Oheim im langen türkischen Schlafrock der Thür seines Zimmers zu steuerte.

Der Ratsherr rief ihm auf seinen Gruß über die Schulter hinweg zu: „Entschuldige, daß wir schon gespeist haben. Aber wir glaubten nicht, daß du noch zum Mittagessen kommen würdest. Uebrigens wird Franziska wohl etwas für dich aufgehoben haben."

Bums — hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, und ganz verdutzt trat Rudolf in das Wohnzimmer ein. Elli fuhr von dem Stuhl empor, auf dem sie gesessen, und mit drei Schritten stand sie auf der Schwelle des gegenüberliegenden Ausganges.

„Guten Tag, Bäschen!" rief er ihr zu. „Du wirst doch nicht am Ende gar vor mir ausreißen?"

„Ausreißen — o nein!" sagte sie mit einem hoheitsvollen Naserümpfen. „Mir fällt nur eben ein, daß ich etwas Wichtiges zu thun habe."

Und fort war auch sie.

Rudolf Asmus aber sagte mit einem kleinen Kopfschütteln bei sich selbst: „So war's also gestern doch nur

ein bißchen Komödie, und sie ist im Grunde noch immer dieselbe eigensinnige kleine Krabbe, die sie in ihren Kinderschuhen gewesen."

Tante Amalie blieb unsichtbar. Aber statt ihrer erschien nach einer kleinen Weile Franziska mit einem viel freundlicheren und unbefangeneren Gesicht, als sie es ihm gestern bei der ersten Begegnung gezeigt hatte. Sie fragte ihn, ob er im Wohnzimmer speisen wolle, und dann deckte sie ihm eigenhändig den Tisch. Das Dienstmädchen kam mit den appetitlich duftenden Schüsseln, und auf Rudolfs Bitte, ihm ein wenig Gesellschaft zu leisten, nahm Franziska ohne alle Ziererei ihm gegenüber Platz. Es setzte ihn fast in Verwunderung, zu sehen, wie viel freier und sicherer ihr Benehmen seit gestern geworden war, wie lebhaft und liebenswürdig sie zu plaudern verstand, und wie wunderhübsch sie trotz ihrer achtundzwanzig Jahre aussah.

Sie sprachen von den alten Zeiten, an die sie so viele gemeinsame Erinnerungen hatten; aber es waren nur ganz harmlose und unverfängliche Dinge, an die sie sich gegenseitig mahnten. Von der kleinen Liebesnovelle, die sich damals ganz im geheimen zwischen ihnen abspielte, sprachen sie nicht — vielleicht, weil sie ihnen beiden jetzt nur noch als eine thörichte Kinderei erschien, oder vielleicht auch, weil dieser rasch verwehte Frühlingstraum für sie etwas Köstliches und Heiliges war, viel zu märchenhaft zart, als daß sie jetzt im Scherz oder im Ernst hätten daran rühren dürfen.

Wie im Fluge gingen ihnen bei dieser unbefangen vertraulichen Unterhaltung die Viertelstunden dahin. Und erst die Schatten der Dämmerung, die sich sacht in das Zimmer schlichen, mahnten sie daran, daß es Zeit sei, sich für den Ball zu rüsten. Franziska deutete an, daß sie Elli bei ihrer Toilette behilflich sein und sich selbst ankleiden müsse.



Rudolf sagte in unverhohlener Freude: „Du gehst also mit? Ah, ich kann dir nicht sagen, wie lieb mir das ist. Denn nach meinen gestrigen Wahrnehmungen fürchtete ich schon beinahe, man würde dich auch diesmal in der Küche oder an einem ähnlichen angenehmen Orte zurücklassen.“

Sie hätte ihm ja sagen können, daß es nur Tante Amaliens plötzliches Unwohlsein war, dem sie die ungewöhnliche Vergünstigung zu danken hatte; aber sie hatte aus dem Ton seiner letzten Worte deutlich das Mißfallen über ihre Behandlung von seiten der Verwandten herausgehört, und es war gewiß nicht ihre Absicht, dieser seiner Mißstimmung noch weitere Nahrung zuzuführen. Zitterte sie doch ohnehin schon vor dem, was der heutige Abend bringen würde, da Elli ihren Racheschwur im Laufe des Vormittags wohl ein Dutzend Mal wiederholt hatte und da auch die Miene des Oheims nach seiner Rückkehr aus dem Ratskeller eine wahrhaft unheilverkündende gewesen war.

So ging sie beklommenen Herzens zu ihrem schon ungeduldig wartenden Bäschen hinauf und wünschte gar sehnlich, dieser Kasinoball wäre erst vorüber. — —

Ellis Kleid war ein Meisterwerk, und sie sah darin aus wie eine leibhaftige kleine Fee. Franziska machte neben dieser duftigen weißen Lichtgestalt wirklich einen recht unscheinbaren Eindruck. Und diesem Umstande war es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß ihre junge Base sie während der Fahrt nach dem Kasino auffallend freundlich behandelte. Sie saßen zu vieren im Wagen, und Elli war es beinahe allein, die die Unterhaltung führte. Sie schien den Schmerz der heute erlittenen grausamen Enttäuschung vollständig überwunden zu haben, denn sie strahlte förmlich vor Heiterkeit und plauderte mit wahrer Begeisterung von dem bevorstehenden Vergnügen.

„Glaubst du, daß der Assessor Rönneberg mich hübsch finden wird?" wandte sie sich an Franziska. „Ihm vor allen möchte ich gefallen, und nur für ihn habe ich mich schön gemacht. Als Vortänzer wird er ja wahrscheinlich den Ball eröffnen."

„Pardon, liebe Elli," mischte sich Rudolf ein, „aber die Polonaise hattest du mir zugesagt, wenn ich nicht irre."

„Dir?" wiederholte sie mit großen Augen und mit einem beleidigenden Ausdruck grenzenlosen Erstaunens. „Du hast diesen Spaß doch nicht etwa ernsthaft genommen? Willst du denn überhaupt noch tanzen — in deinen vorgerückten Jahren?"

Es hatte ein tödlicher Schlag sein sollen; aber dieser dickfellige Samoaner schien viel mehr belustigt als zerschmettert. „Es ist wahr, ich hatte ganz vergessen, daß ich eigentlich schon ein Greis bin," sagte er in fröhlichstem Tone. „Da werde ich also wohl verurteilt sein, das Mauerblümchen zu spielen. Aber ich werde doch jedenfalls die Freude haben, dich in dem Arm des schönen Assessors als Ballkönigin dahinfliegen zu sehen. Und das ist eigentlich ein viel größeres Vergnügen."

Elli war entschlossen, nicht aus der Rolle zu fallen. Und so plauderte sie weiter von dem reizenden Assessor, seinem blendenden Geist und seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit, obwohl es kaum vierundzwanzig Stunden her war, daß sie ihn im vertraulichen Gespräch mit Tante Amalie einen „frisierten Gorilla" genannt hatte.

Glücklicherweise währte die Fahrt nicht lange. Elli hatte erwartet, daß Rudolf ihr nach dem Aussteigen seinen Arm anbieten würde, und die schnippische Antwort war längst bereit, mit der sie diesen Ritterdienst zurückzuweisen gedachte. Aber sie hatte ihr erfinderisches Köpfchen umsonst angestrengt. Denn er schien sich nicht als ihren,

sondern als Franziskas Kavalier zu betrachten. Und sie mußte sehr rasch nach dem Arm ihres schweigsamen Vaters greifen, wenn sie nicht gänzlich ungeführt in das Kasinogebäude eintreten wollte.

Im glänzend erhellten und bereits von einer bunten Menschenmenge erfüllten Ballsaal wurde ihr die ersehnte Genugthuung im vollsten Maße zu teil. Die Herren vom Festkomitee und namentlich ihre als Ehrendamen waltenden Gemahlinnen hätten einen frechen Eindringling kaum kälter und abweisender behandeln können, als diesen erst gestern „im Namen der ganzen Kasinogesellschaft" feierlich eingeladenen Samoaner. Die Bürgermeisterin drehte ihm bei seiner verbindlichen Anrede geradezu demonstrativ den Rücken und bedeutete ihrer Tochter durch einen Wink mit dem Fächer, den auch ein Lappländer verstanden haben würde, sich aus dem Bereich des Geächteten zurückzuziehen. Der Amtsgerichtsrat aber, an den sich Rudolf jetzt wenden wollte, entschuldigte sich sehr von oben herab mit dringenden Obliegenheiten und begann zwei Schritte weiter eine sehr gemächliche Unterhaltung mit irgend einem gleichgültigen Ballbesucher. Ellis liebenswürdiges junges Herzchen hüpfte vor Freude, als sie sah, mit wie verdutzter Miene Rudolf umherblickte und wie seine Stirn sich in drohende Falten zog. Dann verlor sie ihn zu ihrem Bedauern für eine Weile aus den Augen, da nun wirklich der Assessor Rönneberg erschien, um sich die Polonaise von ihr zu erbitten. Und erst eine halbe Stunde nachher erspähte sie ihn wieder, wie er in einer Ecke neben dem Stuhl der Frau Apothekenbesitzerin Schlüter stand und ihr mit ernster Miene Antwort gab auf ihre anscheinend sehr bedeutsamen Fragen.

Und bedeutsam waren sie in der That, denn Frau Schlüter, die das Glück hatte, fünf unversorgte Töchter in heiratsfähigem Alter ihr eigen zu nennen, war von den

eingeweihten Eberstädter Müttern die einzige, die noch nicht jede Hoffnung aufgegeben zu haben schien.

„Sagen Sie mir doch, Herr Asmus,“ fragte sie nach einigen diplomatischen Sondierungen, die sie indessen ihrem Ziele nicht näher gebracht hatten, geradezu, „kommt es nicht öfter vor, daß sich die mit eingeborenen Samoanerinnen verheirateten Europäer von ihren Frauen scheiden lassen, wenn sie in die Heimat zurückkehren?“

„Nein, gnädige Frau. Wenigstens ist mir ein derartiger Fall nicht bekannt geworden. Und ich meine, es müßte ein recht ehrloser Geselle sein, der sich zu solchem Beginnen entschlösse.“

Die Gattin des Kasinopräsidenten sah ihre letzte Hoffnung zusammenbrechen, und in dem begreiflichen Unmut eines enttäuschten Mutterherzens vergaß sie das von ihrem Manne gegebene Versprechen. „So haben Sie also Ihre schwarze Frau und Ihre bunten Kinder vielleicht gar nach Deutschland mitgebracht?“ fragte sie malitiös. „Schade, daß wir nicht das Vergnügen haben können, sie ebenfalls hier zu begrüßen.“

„Meine — schwarze — Frau?“ wiederholte Rudolf Asmus gedehnt. Dann aber zuckte es wie ein Wetterleuchten über sein Gesicht, und er fuhr sehr liebenswürdig fort: „Darf ich mich erkundigen, verehrte Frau, woher Ihnen diese Nachricht gekommen ist?“

„Fragen Sie danach Ihre bedauernswerten Verwandten — nicht mich. Aber wenn Sie etwa die Absicht hatten, ein Geheimnis daraus zu machen, so hätten Sie nicht die Bilder herumliegen lassen dürfen, die Sie im Kreise Ihrer teuren Angehörigen darstellen. Eine photographische Platte ist unter Umständen beweiskräftiger als ein siebenmal beglaubigtes Dokument.“

Sie hatte sich bei ihren letzten, mit geradezu vernichtender Ironie gesprochenen Worten erhoben und ver-

schwand im Gewühl. Rudolf Asmus aber, der übrigens seltsamerweise noch immer gar nicht vernichtet aussah, durchmaß langsamen Schrittes den Saal, nickte unterwegs der echauffierten Elli freundlich zu und trat in einen der Nebenräume ein, wo er vorhin Franziska bemerkt zu haben glaubte. Er fand sie da wirklich ganz allein und zog sich einen Stuhl ganz nahe zu dem ihrigen heran.

„Da wir hier gerade so hübsch ungestört sind, liebe Franziska — möchtest du mir wohl auf eine offene Frage ebenso offene Antwort geben?"

„Wenn es in meinen Kräften steht, gewiß," erwiderte sie.

Indem er sie fest ansah, fuhr er fort: „Ich bin im Begriff, mir in Hamburg ein Heimwesen einzurichten. Würdest du dich wohl entschließen können, es mit mir zu teilen?"

Sie wurde erst dunkelrot und dann totenblaß. Aber sie glaubte, den eigentlichen Sinn seiner etwas ungeschickt gefaßten Frage zu verstehen. „Mit dir und deiner Familie meinst du, nicht wahr? Denn deine Gattin hat dich doch wohl nach Europa begleitet?"

„Meine Frau wird selbstverständlich immer bei mir sein — in guten wie in schlechten Tagen. Und solange ich lebe, werde ich sie auf meinen Händen tragen."

„Das ist hübsch von dir, Rudolf," sagte sie leise. „Und wenn du glaubst, daß ich ihr vielleicht ein wenig nützlich sein kann, bis sie sich in die veränderten Verhältnisse eingelebt hat; wenn du sicher bist, daß ich ihr willkommen bin, so will ich gern deinem Wunsch entsprechen, obwohl es vielleicht undankbar von mir ist, ein Haus zu verlassen, in dem ich so viel Gutes erfahren."

„Na, was das anbetrifft, so brauchst du dir deshalb wohl keine Gewissensskrupel zu machen. Ich habe also dein Wort, dein festes, unverbrüchliches Versprechen?"

Er streckte ihr seine Hand entgegen, und sie legte die ihrige hinein.

„Aber nur mit der Einwilligung deiner Frau," sagte sie. „Und nur unter der Voraussetzung, daß es mir gelingt, ihre Freundschaft zu gewinnen."

„Natürlich, nur unter dieser Voraussetzung!" bestätigte er. „Und nun wollen wir einen Walzer tanzen, Franziska! Hörst du: es sind die „Rosen aus dem Süden" — der erste und letzte Walzer, den wir vor zwölf Jahren miteinander tanzten, drei Tage bevor ich mich aus dem erstickenden Dunstkreis dieser ehrenwerten Stadt hinausflüchtete in die weite Welt."

Eine Minute später wirbelten sie zur hochauflodernden Entrüstung aller tugendhaften Eberstädter zwischen den übrigen Paaren dahin. Und noch einmal wurde trotz seiner Aussichtslosigkeit für wenige glückliche Augenblicke der längst verdorrte Liebesfrühling mit all seiner Blütenpracht in Franziskas Herzen lebendig.

— — — — — — — — — — — —

Während der Tischpause um Mitternacht ereignete sich etwas Unerhörtes, beinahe Unfaßbares.

Der von aller Welt in Acht und Bann gethane „Samoaner" erhob sich von seinem Stuhl am untersten Ende der langen Tafel und rief mit lauter, klingender Stimme über all das Geklapper und Geschwirr hinweg:

„Meine hochverehrten Damen und Herren! Ehe ich diese gastliche Stätte verlasse, drängt es mich, Ihnen aus tiefstem Herzen zu danken für die Ehre, die Sie mir durch Ihre Einladung erwiesen haben, und für die so überaus liebenswürdige, wohlwollende Aufnahme, die ich in diesem auserwählten Kreise gefunden. Gern möchte ich Ihnen meine Erkenntlichkeit durch die That beweisen; aber vergebens zerbreche ich mir den Kopf, wie es auf eine würdige Art geschehen könnte. So nehmen Sie

denn gütigst mit einem ganz geringfügigen Zeichen meiner unauslöschlichen Dankbarkeit vorlieb. Ich weiß, daß die



Porträts der Kasinomitglieder und ihrer Ehrengäste von alters her zu bleibender Erinnerung in einem schönen Album aufbewahrt werden, und ich erlaube mir deshalb, Ihnen auch mein Bildnis für dieses Album zu stiften.

Bei dem großen Interesse, das Sie gleich allen anderen guten Deutschen unseren neuen Landsleuten in der fernen Südsee entgegenbringen, wird es Sie ja nicht weiter stören, daß eine lustige Laune des Amateurphotographen, meines lieben Freundes und samoanischen Nachbarn Fritz Brackenbusch, mich mit seiner liebenswürdigen eingeborenen Gattin Tuéma und seinen beiden allerliebsten Kindern, meinen kleinen Patchen, zusammen auf die Platte gebracht hat. Ich gestehe, daß ich mich nur ungern von diesem Bilde trenne; aber die Pflichten der Dankbarkeit über alles! Ich werde mir also die Freiheit nehmen, es morgen vor meiner Abreise Ihrem verehrten Präsidenten mit aller gebührenden Feierlichkeit zu überreichen."

Während er sprach, war es allmählich totenstill geworden an der langen Tafel. Und gegen den Schluß der kleinen Rede hin hatten sich gar viele Gesichter auf eine höchst wunderliche Weise in die Länge gezogen. Eine Anzahl zornig blickender Augenpaare wandte sich dem Platze des Ratsherrn Nehlsen zu, und drohende Gewitterwolken sah der Unglückliche in allen Mienen. Aber als Rudolf Asmus innehielt, veränderte sich das Bild mit einem Schlage.

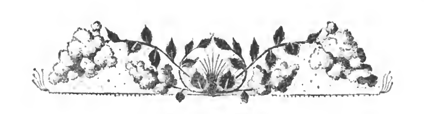
„Ein donnerndes, dreifaches Hoch dem genialen Sohne unserer Stadt!" rief mit seltener Geistesgegenwart der Bürgermeister Fersenfeld, und seine Aufforderung fand einen brausenden Wiederhall vom einen Ende der Tafel bis zum anderen.

„Hier bleiben! Nicht abreisen!" klang es dazwischen. Und während sich von der einen Seite der Stadtrat Nehlsen mit Thränen der Rührung im Auge sich seinem Neffen näherte, wurde von der anderen Fräulein Ellis zarte Elfengestalt sichtbar, die ihren Assessor im Stich gelassen hatte, um dem Vetter voll überströmender Herzensfreude die Hand zu drücken.

Und Rudolf Asmus ließ die Umarmung des Oheims ebenso freundlich über sich ergehen wie Ellis zärtlichen Händedruck. Dann aber legte er seinen Arm um die Schultern der wie versteinert neben ihm sitzenden Franziska und sagte laut genug, um von allen Nahesitzenden verstanden zu werden: „Ich habe dir versprochen, lieber Onkel, daß du der erste sein sollst, dem ich mein Geheimnis offenbare. Und ich will dies Versprechen halten, indem ich dir zuerst meine Verlobung mit Franziska verkünde. Zwölf Jahre lang habe ich meine Jugendliebe zu ihr getreulich im Herzen getragen. Und nur in der Absicht, um sie zu werben, kam ich hierher. Aber ich konnte nicht gleich bei der Ankunft damit herausplatzen, da ich mich doch erst überzeugen mußte, ob auch sie mir noch ein klein wenig gut war. Es war nicht ganz leicht, das herauszubringen, nun aber ist mir's, wie ich denke, gelungen. Und wir sind bereit, alle die guten Wünsche in Empfang zu nehmen, die sich bei dieser frohen Neuigkeit ohne allen Zweifel in euren Herzen regen."

Franziska hatte sich erhoben und stand zitternd an seiner Seite. „O, Rudolf!" flüsterte sie, sah mit einem glückseligen Lächeln zu ihm auf und schmiegte ihr Köpfchen an seine Schulter.

Fräulein Elli aber kehrte, ohne einen Glückwunsch abgestattet zu haben, zu ihrem „frisierten Gorilla" zurück und dachte in der verschwiegenen Stille ihrer jungfräulichen Seele: „Da wäre es ja wahrhaftig noch tausendmal besser, er hätte so ein kupferrotes Scheusal geheiratet, als daß es gerade Franziska sein muß, diese alte Jungfer und falsche, verräterische Schlange!"



Bilder aus Deutsch-Neuguinea.

Eine Fahrt in die Kannibalenländer der Südsee.

Von Fred Carpenter.

Mit 14 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1884 bildete sich in Berlin die Neuguinea-Compagnie, eine Handelsgesellschaft zur Erwerbung von Kolonialbesitz im westlichen Teile der Südsee. Sie erwarb an der Nordküste von Neuguinea und im Neubritannia-archipel Häfen und Land zu Kulturzwecken, die gegen Ende des Jahres durch deutsche Kriegsschiffe unter kaiserlichen Schutz gestellt wurden. Am 17. Mai 1885 erhielt die Neuguinea-Compagnie einen kaiserlichen Schutzbrief zur Ausübung landeshoheitlicher Befugnisse in den erworbenen Gebieten, das Recht, neues Gebiet zu erwerben und mit den Eingeborenen Verträge abzuschließen.

Das waren die Anfänge der deutschen Kolonisation in der Südsee, und die Neuguinea-Compagnie nahm das Werk mit Eifer und Thatkraft in die Hand. Die von ihr in Besitz genommenen Gebiete jener fernen tropischen Inselwelt sind: das Kaiser Wilhelmsland auf der Insel Neuguinea mit 181,650 Quadratkilometer Flächen-

inhalt und nach einer ungefähren Schätzung 110,000 Einwohnern; die früher Neubritannia- jetzt Bismarckarchipel genannte Inselgruppe westlich davon mit den



Station in Mioko.

Hauptinseln Neupommern und Neumecklenburg, sowie den nördlichen Teil der Salomonsinseln, zusammen mit einem Flächeninhalt von 57,410 Quadratkilometer und 229,000 Einwohnern.

Sitz der Verwaltung wurde Finschhafen in Kaiser Wilhelmsland mit der Nebenstation Butaueng, andere wichtige Stationen waren Hatzfeldhafen, Konstantinhafen, Bogadjim an der Astrolabebai und Matupi im Bismarckarchipel, wozu später noch Erima (Stephansort), Friedrich Wilhelmshafen, Jomba, Maranga, Mioko und andere kamen.

Als im Jahre 1889 der Neuguinea-Compagnie die übernommene Last zu schwer wurde, übertrug sie die Verwaltung des ungeheuren Gebietes auf das Reich, das dann 1899 die Landeshoheit über das Schutzgebiet endgültig übernahm, wodurch dem bis dahin bestandenen Ausnahmezustand ein Ende gemacht, und Neuguinea den übrigen deutschen Kolonien gleichgestellt wurde. Seitdem ist Hauptstation Herbertshöhe auf der Gazellenhalbinsel von Neupommern, wo der deutsche Gouverneur residiert.

Dies ist die kurze Geschichte einer Kolonie, die, obwohl durch die Hälfte des Erdumfangs von Deutschland getrennt und in ihren Hauptgebieten noch wenig erforscht, zu den aussichtsreichsten unserer überseeischen Gebiete gehört.

Kaiser Wilhelmsland bildet einen Teil von Neuguinea, der größten Insel der Erde. An der Westgrenze des Stillen Ozeans, nördlich von Australien gelegen, hat sie einen Flächeninhalt von rund 774,000 Quadratkilometer, der unter Deutschland, England und die Niederlande verteilt ist. Der Anteil der Niederlande, die ganze westliche Hälfte, mißt 382,140 Quadratkilometer; in die andere Hälfte teilen sich England und Deutschland in der Weise, daß der englische Besitz im Süden liegt, mit 221,570 Quadratkilometer Flächenraum, der deutsche im Norden, und zwar vom 141. Grad östlicher Länge bis zu einem Punkt in der Nähe von Mitre Rock, wo der 8. Grad südlicher Breite die Küste schneidet. Die bisher nur auf dem Papier befindliche Grenze im Inneren des noch fast völlig unbekannten Landes wird erst in der Zukunft genau fest-

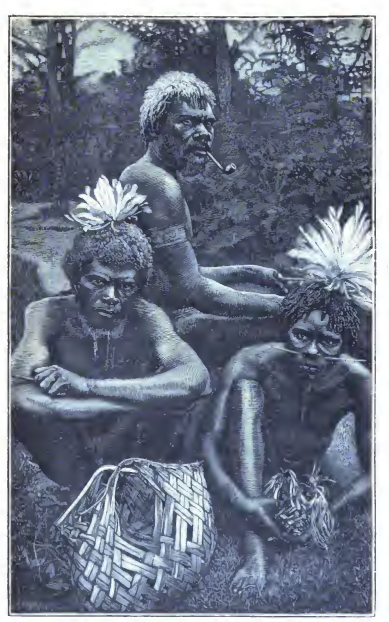


Landungsstelle in Mioko.

gestellt werden können. Gewaltige Gebirge, die zu den höchsten der Erde gehören, bilden das Rückgrat der Insel, mächtige Ströme, auf dem deutschen Gebiet vor allem der breite Kaiserin Augustafluß, der Kammfluß, der Marktamfluß und der Gogolfluß ergießen sich von dort her ins Meer, das heiße und feuchte Klima erzeugt die üppigste tropische Vegetation, der Wald ist reich an kostbaren Hölzern, in den Flußebenen und an der Küste können die wertvollsten Tropenerzeugnisse kultiviert werden. Dagegen ist die Tierwelt auffällig arm. Von Säugetieren fehlen alle höheren Arten, Raubtiere giebt es gar nicht, giftige Schlangen sind selten; hervorragend ist nur die Schönheit der Vögel, unter denen die Paradiesvögel die bekanntesten sind. Zur Erforschung der mineralischen Schätze des Inneren ist noch nicht einmal der Anfang gemacht.

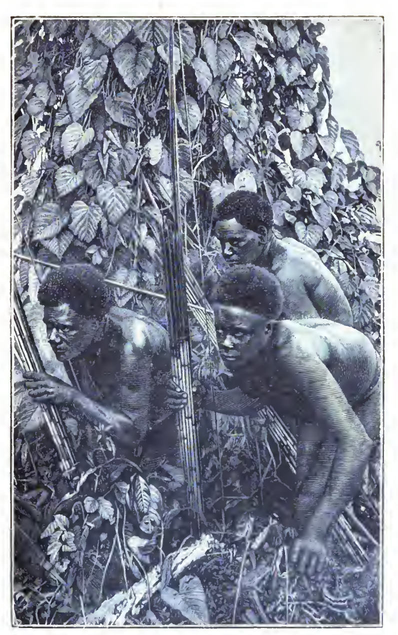
Den Eindruck, den der Anblick des Kaiser Wilhelmslandes vom Meere aus macht, schildert Dr. Georg Wegener folgendermaßen:

„Als wir mit Sonnenaufgang uns der Küste näherten, lag die düstere wildgezackte Riesenwand des Finisterregebirges vor uns, von weißen Wolken umlagert. Weiter nach rechts flog der Blick tiefer ins Innere, wo Kettenzug über Kettenzug hintereinander aufstiegen, der folgende immer höher als der vorliegende, bis zu den die Alpenhöhe überragenden Gipfeln des Bismarckgebirges (5000 Meter). Auch diese aber trugen hier unter der Tropensonne keinen Schnee, sondern verschwammen im fernen Dämmerblau. Welch ein Anblick, diese rätselvolle Welt, die Menschenaugen bisher fast nur von weitem geschaut haben! Auch von Eingeborenen scheint das Innere ja nahezu leer zu sein, das unberührte Reich einer beispiellos üppigen Vegetation, deren undurchdringliche Dickichte die Wildheit der von intensiver Zerstörung tief durchfurchten Gebirgswälle noch unwegsamer macht.



Eingeborene der Gazellenhalbinsel auf Neupommern.

Gewaltig in seiner starren Unnahbarkeit erscheint das Innere, wunderbare Schönheit aber begleitet den Außenrand. Die tropische Vegetation entfaltet sich hier zu unerhörter Ueppigkeit und leuchtender Farbentiefe. Es läßt sich nichts Reizenderes denken, als im Kanoe zwischen den Koralleninseln herumzurudern, wie sie zum Beispiel Friedrich Wilhelmshafen umgeben. In allen möglichen Größen, bis zur kleinen Klippe, scharen sie sich zusammen, jede überwuchert von üppigstem, nach den Seiten weit über die Wasserfläche hinüberquellendem Waldwuchs aus Mangrove, Bambus und allerlei Palmen. Die grünen Wände umschließen bald breite seeartige Wasserflächen, bald lassen sie, beim Fahren fortwährend kulissenartig sich verschiebend, weite Fernblicke auf die offene See frei, bald wieder gewähren sie in schattigen, von riesenhohen, grünen Mangrovemauern eingefaßten Kanälen schmale Durchfahrten zu anderen Wasserflächen. Ueber uns flattern wilde Tauben, Kakadus und andere, unbekannte Vögel in Mengen von Wipfel zu Wipfel — Neuguinea ist ja das Vogelparadies der Erde — unter uns, wenn wir über den Bordrand in das klare Wasser hinabschauen, öffnet sich die wunderbare, phantastische Welt der Korallen mit ihren steinernen Blumengärten. Kanoes mit Eingeborenen begegnen uns, prächtigen Kerlen, den gewaltigen Haarbusch mit diademartigen Binden und glänzenden Muschelschalen geschmückt, die Taille des kraftvollen bronzefarbenen Körpers stutzerhaft eingeschnürt, wie unsere Modedamen es thun. Am Ufer schauen neugierige Mädchen, den Strohschurz kokett hin- und herschwenkend und Hals und Brust überreich mit kostbarem Stein- und Muschelschmuck behangen, viel reicher, als ich es je bei Naturvölkern sonst gesehen. Und alles das strahlt in den tiefen, satten Farben des Tropenlichts! Man denkt unwillkürlich an die Zaubergärten der Armida. Brütet doch auch hier ge-



Papuas auf dem Kriegspfade.

heimnisvoll das Verderben über diesen blendenden Gefilden, die Malaria, die bisher die Bestrebungen zur wirtschaftlichen Erschließung des Landes in den engsten Grenzen gehalten hat."

Die Eingeborenen Deutsch-Neuguineas gehören zur melanesischen Rasse und werden gewöhnlich als Papua (Papúa, der Ton liegt auf der zweiten Silbe) bezeichnet. Auf den inneren Gebirgen von Neupommern leben Ureinwohner mit Negertypus, während die Küstenbewohner zum Teil mit Malaien und Polynesiern des äußersten Ostens verwandt zu sein scheinen. Alle stehen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, ihre Wildheit ist bisher durch den Verkehr mit Weißen kaum in der Nähe der Stationen etwas gebändigt worden, und immer wieder kommt es vor, daß Europäer ermordet und — aufgefressen werden, denn der Kannibalismus steht leider bei diesen liebenswürdigen „deutschen Landsleuten" noch in voller Blüte. Auch ihr Aeußeres wird meist als sehr häßlich geschildert. Der Forschungsreisende Dr. Otto Finsch, einer der besten Kenner dieser Menschenrasse, will



Brusttasche aus Pflanzenfasern, mit Sonnenperlen und Muscheln besetzt.

dies jedoch nicht durchweg gelten lassen. Er entwirft uns anläßlich eines Besuches der Astrolabebai von den Papuas folgendes lebendiges Bild:

„Der Reisende wird stets wohl thun, sich zunächst die Gunst der alten Damen zu erwerben; sie haben oft einen sehr erheblichen Einfluß, der von Wichtigkeit werden kann. Freilich ist das nicht immer eine angenehme Sache, denn Papuafrauen in vorgerückten Jahren sind keine Schönheiten mehr und nichts weniger als appetitlich, aber deswegen braucht Häßlichkeit der Weiber nicht als Rassencharakter hingestellt zu werden. Man muß eben fremde Menschenrassen nicht nach unseren Begriffen von Schönheit messen und dann wird man Papuaninnen sehr passabel finden. Junge Mädchen sind, wenn auch klein und schmächtig, häufig von sehr angenehmer Gestalt und zeigen zuweilen tadellose Formen, aber sie verblühen schnell, wie alle Tropenbewohnerinnen. Frauen, die bei uns noch als in guten Jahren gelten, sind dort bereits alt, mager und runzlig. Nach unseren Schönheitsbegriffen verunziert auch die Haartracht das weibliche Geschlecht noch mehr. Das Haar wird von älteren Personen meist kurz abgeschnitten und mit schwarzer Farbe eingeschmiert. Bei jüngeren



1. Tasche mit Diwarramuscheln. 2. Tasche, genetzt, mit Hundszähnen besetzt. 3. Tasche, mit kleinen Spitzmuscheln besetzt.

Frauen und Mädchen gelten dicht verfilzte Locken, die von Farbe, Schmutz und Fett starren und an der Stirn oft bis über die Augen herabhängen, als besonders elegant."

Von der Bekleidung ist wenig zu sagen, da sie durch völlige oder fast völlige Abwesenheit glänzt. Unsere neuen Landsleute in Neupommern und Neumecklenburg tragen höchstens eine um die Leibmitte gebundene Schnur, an der ein Büschel Blätter befestigt ist. Entschieden zivilisierter sind in dieser Beziehung die Papuas in Kaiser Wilhelmsland, weil sie eine gewisse Bedeckung anlegen. Diese besteht aus dem „Mal", das heißt einem mehrere Meter langen Stück Zeug aus geschlagener Baumrinde, ähnlich der Tapa der Polynesier. Es wird sorgfältig um die Hüften und zwischen den Beinen durchgezogen, und nur kleine Knaben gehen völlig nackt. Dagegen sind noch sehr kleine Mädchen bereits mit einem Lendenschurz bekleidet, der sich in dieser Form über ganz Kaiser Wilhelmsland als das einzige Bekleidungsstück des weiblichen Ge-



Tasche zum Kindertransport.



Das Eingeborenendorf Bussum.

schlechtes verbreitet. Als Material dient die gespaltene Blattfaser der Kokos-, für feinere die der Sagopalme. Letztere werden häufig bunt gefärbt, meist rot oder mit roten, schwarzen und gelben Längsstreifen. Kämme dienen nur dem Haare des Mannes als Schmuck und werden von den Frauen nicht getragen. Man benutzt diese Kämme (Gatiassem) übrigens nicht zum Kämmen, sondern zum Aufzausen der Haare, als Kopfkratzer und gelegentlich als Gabel, an welche das schmale, langzinkige Instrument am meisten erinnert. Der kostbarste Brautschmuck der Männer besteht aus Eberhauern, während die Frauen mit einer Eiermuschel zufrieden sind. Aber für gewöhnlich sieht man außer den erwähnten Armbändern wenig Zieraten, dagegen scheinen kleinere oder größere Beutel, zierlich aus festem Bindfaden in Filetmanier gestrickt, unzertrennliche Begleiter beider Geschlechter. Die Männer tragen kleine, dichtgestrickte Brustbeutel, Jambi, in welchen sie meist Tabak, Talismane, Betelnüsse und sonstige Kleinigkeiten verwahren, und größere, Gumbutu, auf der Schulter, die für die Kalkbüchse zum Betel, Löffel, Betelnußbrecher aus Knochen, Muscheln zum Schneiden und Schaben dienen, Requisiten, welche jeder Papua als unentbehrlich stets bei sich trägt. Die Beutel der Weiber, Nangeli-Gun, sind viel größer, sackartig und werden an einem Tragbande auf dem Vorderkopfe getragen. Die Weiber tragen überhaupt alle Lasten auf dem Kopfe und sind diese Methode von früher Jugend an gewöhnt. Nur die Weiber sind es, denen der Transport der Feldfrüchte von den Pflanzungen nach dem Dorfe obliegt, die Wasser und Holz herbeitragen, wie sie außerdem in kleineren Beuteln noch häufig Säuglinge, sowie junge Hunde und Schweinchen mit umherschleppen.

Als Geld diente den Bewohnern von Neuguinea bis auf die neuste Zeit die Diwarra, eine kleine Muschel,



Baumhaus auf Kaiser Wilhelmsland.

ähnlich der afrikanischen Kaurimuschel, deren Rücken herausgebrochen wird, so daß sie an beiden Seiten offen ist und auf dünne Streifen des Rottang aufgezogen werden kann. Man unterscheidet mehrere, nach ihrem Werte verschiedene Arten von Diwarra, die hellste ist die kostbarste. Damit die Muschel den gehörigen Grad von Helligkeit erlangt, muß sie, nachdem sie gefischt ist, erst jahrelang liegen und ableichen. Dicht gereihtes, gleichförmiges und gut abgeblaßtes Muschelgeld auf einem Faden von 2 Meter Länge gilt etwa 2 Mark nach unserem Gelde. Die Diwarra findet sich nur bei Byning, dem westlichsten Kap der Gazellenhalbinsel (Neupommern), und es giebt unter den Papuas reiche Leute, die ihre Diwarraschnüre, in wagenradgroße Kränze aufgerollt, an entlegenen Stellen des Waldes aufbewahren und darüber wachen, wie der größte europäische Geizhals über sein Gold. Natürlich bilden diese Diwarramuscheln auch bei dem Besatz von Schmuckgegenständen, besonders den oben erwähnten Taschen, die kostbarste Zierde.

Ihrer Rolle als Tauschmittel hat man sie jedoch jetzt mehr und mehr zu entkleiden gewußt und geprägtes Geld an ihre Stelle gesetzt. Es wurden im Jahre 1894 von der Neuguinea-Compagnie mit Erlaubnis des deutschen Reichskanzlers in der königlichen Münze zu Berlin Münzen für Neuguinea geprägt und im Schutzgebiete eingeführt, und zwar Goldmünzen zu 20 und 10 Mark, silberne 5-, 2-, 1- und ½-Markstücke, bronzene 10-Pfennigstücke und kupferne 2- und 1-Pfennigstücke. Die Gold-, Silber- und Bronzemünzen tragen auf der einen Seite das Bild eines Paradiesvogels, auf der anderen die Umschrift Neuguinea-Compagnie sowie die Wertbezeichnung und das Jahr der Prägung. Die Kupfermünzen sind einfacher. Sie haben auf der einen Seite nur die Inschrift, auf der anderen die Wertbezeichnung und Jahreszahl. Diese Neu-



Boote der Papuas.

guinea-Münzen gelten neben den deutschen Reichsmünzen als gesetzliches Zahlungsmittel und haben sich im Umkreis der Häfen und Stationen auch bereits eingeführt. Sobald man aber von der Küste sich entfernt und ein wenig ins Innere eindringt, ist man auf Tauschwaren, wie Tabak, Perlen, Eisen, Zeug, Aexte, Messer u. s. w., und die Diwarramuschel angewiesen.

Noch wichtiger als Schmuck und Zierat sind den Papuas natürlich die Waffen. Allgemein verbreitet sind Bogen und Pfeil, Speere und Holzschwerter. Die kunstvollsten Pfeile und Speere findet man auf den Salomonsinseln. Die Leute schmücken sie durch Umflechten mit gefärbten Bastfäden in den hübschesten Mustern, die ein natürliches Schönheitsgefühl verraten. Da man keine Metalle zu verarbeiten versteht, sind auch Speere und Schwerter aus Holz, aber so hart und scharf, daß sie im Nahgefecht keineswegs zu verachtende Waffen darstellen.

Pfeile sowohl wie Speere sind meist noch mit Widerhaken versehen, die entweder durch tiefe, scharfe Einschnitte oder durch daran befestigte spitze Knochen, Gräten oder Haifischzähne hergestellt werden. Vielfach findet man auch den Schaft der Speere mit Schnitzereien oder einem Gehänge von Muscheln oder Vogelfedern geschmückt. Die Speere werden entweder mit der freien Hand oder mittels einer Handhabe geschleudert, die ein weiteres Ausholen gestattet und dem Wurfgeschoß mehr Schwung giebt. Die Holzschwerter sind in der Regel ein Meter lang, aus sehr hartem Holz und vorzüglich geglättet. Sie dienen dazu, dem vom Speer oder Pfeil getroffenen und schon gestürzten Feinde im Nahkampf den Schädel einzuschlagen. Auch Steinkeulen, die aus einem kugelartigen, durchlochten Stein mit Holzstiel bestehen, benutzt man im Bismarckarchipel zu diesem Zwecke. Daß die erschlagenen Feinde nachher



Eingeborene mit Tanzmasken auf Neumecklenburg.

auch noch in nicht seltenen Fällen aufgefressen werden, wurde bereits erwähnt.

Was die Wohnstätten der Papuas anbetrifft, so bestehen sie durchweg aus kleinen Hütten, die aus dem am besten brauchbaren und am bequemsten herbeizuschaffenden Material, Holz, Palmblättern, Gras u. s. w. teils zu ebener Erde, teils auf Pfählen errichtet werden. Die Form und Größe wechselt natürlich sehr. Am einfachsten sind die Hütten im Südosten von Kaiser Wilhelmsland, auch an der Astrolabebai gleichen sie eher niedrigen Ställen als Menschenwohnungen. In dem Dorfe Wodsa, nahe der Quelle des Elisabethflusses dagegen findet man ganz nette, saubere rechteckige Häuschen, die mit einer fußdicken Schicht von Blättern umhüllt sind. Dieses Füllmaterial der Wände ist kunstgerecht zwischen das Gerüst eingesteckt. Das Dach besteht aus geflochtenen Palmblättern und reicht bis zum Boden hinab. Im Dorfe Bogadji bei Stephansort und in Bussum hat man Gelegenheit, charakteristische Pfahlbauten zu sehen. Sie liegen teils auf dem Lande teils im Wasser. Fast jedes Haus hat eine größere oder kleinere Veranda.

Eine besondere Merkwürdigkeit bilden die Baumwohnungen in den Wipfeln hoher Bäume, die manche Stämme aus Furcht vor den Nachstellungen ihrer Feinde sich anlegen. Diese luftigen Behausungen sind nicht stetig bewohnt, sondern dienen als Zufluchtsort. Auf Leitern, deren Sprossen etwa 1/3 Meter voneinander entfernt sind, wird die schwindelnde Höhe beim Herannahen der Gefahr erklommen. Droben, dreißig Meter über dem Boden, ist stets ein Vorrat von Steinen und Proviant aufgehäuft. Wehe den Feinden, wenn sie versuchen wollten, die schwanken Leitern zum Aufstieg zu benutzen. Ein Steinhagel von der Höhe auf die unbeschützten Köpfe würde sie bald zum Rückzuge zwingen. Sie müssen sich also begnügen,



Grosses Tanzfest in Matupi.

die elenden Hütten des Stammes zu zerstören oder auszurauben. Nach dem Abzug der Feinde verlassen die Baumbewohner dann ihre sonderbare Burg wieder.

Im Fischfang sind die Papuas der Küste sehr geschickt, auch im Bau ihrer Boote haben sie es zu anerkennenswerter Fertigkeit gebracht. Obwohl leicht und gebrechlich aussehend, sind diese Fahrzeuge doch sehr stabil und schnell, und bei leichtem Wind segeln sie auch mit ihren aus Bastmatten geflochtenen Segeln recht gut. Ein Ausleger, der stets an der Wetterseite angebracht wird, bewahrt sie vor dem Kentern.

Der Charakter eines wilden Volkes spricht sich in hervorragendem Maße in seinen Tänzen aus, die nicht, wie bei uns, ein bloßes gesellschaftliches Vergnügen, sondern vorzugsweise pantomimische Darstellungen und religiöse Zermonien sind, die mit dem Glauben an böse Dämonen zusammenhängen. So ist es auch in Deutsch-Neuguinea. Zu den feierlichen Tänzen werden scheußliche, aus Holz geschnitzte oder aus Lehm und Gras angefertigte Masken angelegt, die oft schwarz, rot und weiß bemalt und ein Meter hoch sind. Bei einigen Stämmen werden sie über den Kopf gestülpt, bei anderen wieder nur vor das Gesicht gehalten. Bei dem Aufenthalt auf der kleinen an der Westküste Neupommerns gelegenen Insel Matupi hatte Dr. Georg Wegener Gelegenheit, den berühmten Duk-Duk-Tanz mit anzusehen. „Nur drei Wochen etwa jedes Jahr," so berichtet er darüber, „findet im Herbst dieser Tanz täglich statt. Unter Führung des liebenswürdigen Leiters der Hernsheimschen Handelsniederlassung, des Herrn Max Thiel, wanderte ich nebst einigen Herren der Schiffsgesellschaft zu dem Schauplatz der Zeremonie. Schon von weitem hörten wir dumpfe Trommelschläge hinter Gebüsch und Umzäunungen herübertönen. Gebückt mußten wir durch eine Lücke in einem Bretterzaun kriechen,



Markt in Ralum.

dann noch einmal durch eine Thür in einen inneren, rundumzäunten Hof treten. Hier hockte vor einer kleinen Hütte etwa ein Dutzend brauner Eingeborener mit Handtrommeln auf der Erde. Es dauerte nicht lange, so kamen im Gänsemarsch aus einem benachbarten Gebüsch drei wunderlich vermummte Gestalten heran und betraten durch dieselbe Thür den Raum, wo wir warteten. Jede von ihnen trug als Kleidung eine Art riesiger Pelerine aus übereinandergelegten Blättern, dick wie ein Hausstrohdach und vom Halse bis zur Hälfte der Oberschenkel hinabreichend, so daß der ganze Mensch, wenn er die Beine geschlossen hielt, die Gestalt eines großen Pilzes mit dünnem Stile besaß. Der Kopf des Tänzers war ebenfalls in einer seltsamen, dreikantigen, hohen und spitzen Düte versteckt, die unmittelbar auf dem Blätterdach aufsaß. Sie war schwarz von Farbe, trug aber grotesk aufgemalte riesige weiße Augenringe. Eine Oeffnung zum Atmen oder Sehen befand sich nicht darin, doch wird diese Kappe aus einem kunstvoll hergestellten Grasgewebe gefertigt, dessen Maschen weit genug sind, um dem darin steckenden Menschen beides zu gestatten. Die drei wunderlichen Popanze stellten sich nun dem an der Erde hockenden Orchester gegenüber auf, das eine einförmige Musik, bestehend aus quäkendem, mit Handtrommelschlägen begleitetem Gesang, begann. Zu dem schleppenden Rhythmus dieses Gesanges führten die Tänzer allerhand Sprünge aus, wobei sie von einem Beine auf das andere hüpften, vor und zurück liefen, sich gemeinsam nach rechts oder links wanden oder schräg gegeneinander, immer im Hüpfen, ruckweise Verbeugungen ausführten. Der Tanz war im ganzen sehr einfach und einförmig, aber ich muß doch gestehen, daß die drei Gestalten mit ihren verrückten Blätterkragen und den graulichen Masken spukig genug aussehen, um vor Zuschauern von der abergläubischen



Die Wasserfälle des Butaueng.

Sinnesart dieser Wilden die Rolle von Geistererscheinungen zu spielen. Denn das ist, wenigstens ursprünglich, der Sinn der Sache. Der Duk-Duk ist ein mächtiger und gefährlicher Geist, der alle Jahre einmal aus unbekannten Fernen mit einem Kanoe an die Insel gefahren kommt, sich mehrere Wochen dort aufhält und dann wieder verschwindet. Bei Tage tanzt er in jenem umzäunten Gehege, doch weiß niemand seinen Aufenthalt zur Zeit, wo er sich nicht dort befindet. Es kommt nun darauf an, durch Geschenke die Gunst des gefürchteten Geistes zu erwerben. Ganz besonderes Entsetzen aber flößt er den Weibern ein, denen es bei Todesstrafe verboten ist, die Tänze mit anzusehen."

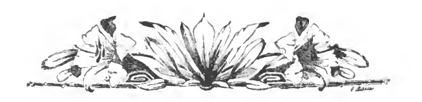
Neben diesen Geister- und Dämonentänzen giebt es auch große Tanzfeste, die nur dem Vergnügen gewidmet sind. Mit bunten Federbüschen auf dem Haupt und in den Händen vollführen dabei die Eingeborenen, Männer wie Weiber, jedoch in getrennten Gruppen, eine Menge grotesker Sprünge, die durch ihre ewige Wiederholung den europäischen Zuschauer bald ermüden, da er ihren Sinn und Zweck nicht zu begreifen vermag.

Das Klima Deutsch-Neuguineas ist, obwohl Fieber häufig sind und Tropenkrankheiten nicht ganz zu vermeiden, besser als sein Ruf. Die Fieber sind von viel leichterem Charakter als in Ost- und Westafrika, das Klima ist weniger entnervend, da den größten Teil des Jahres die Nächte kühl und angenehm sind und einen ruhigen Schlaf gestatten. Als besonders gesund gilt die Gazellenhalbinsel auf Neupommern, wo denn auch der Plantagenbau in erfreulicher Blüte steht. Als ein Musterunternehmen dieser Art ist die Ralumplantage an der Blanchebucht zu bezeichnen, wo Kokospalmen, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Yams, Taro u. s. w. angepflanzt sind und auch ein regelmäßiger Wochenmarkt abgehalten wird,

zu dem die Eingeborenen zahlreich mit ihren Produkten erscheinen.

Um dem Leser auch eine Anschauung von der Urwalds- scenerie in Kaiser Wilhelmsland zu geben, bringen wir schließlich noch ein Bild der Wasserfälle des Butaueng in der Nähe von Finschhafen. Sie liegen etwa anderthalb Stunden weit landeinwärts bei der kleinen Station Butaueng und gehören, wie auch die von bewaldeten Hügeln umgebenen Meeres- und Flußbuchten von Finschhafen zu den anmutigsten und lieblichsten Gegenden jenes wilden Landes, das deutscher Fleiß und deutsche Unternehmungslust jetzt der Kultur zu erschließen begonnen hat.





Wiederkommen.

Novelle von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

Die Kälte hatte dichten Rauhfrost über die Büsche und Bäume des Friedhofes gezogen. Die kleine Schar, welche den rauhen Märztag nicht gescheut und der Frau meines Freundes das letzte Geleite gegeben hatte, war nach einem kurzen Händeschütteln rasch gegen die Haltestelle der Trambahn hin zerstoben. Nur wenige gingen noch in einiger Entfernung vor uns her.

Ehe Doktor Meinhold und ich an jene Wegbiegung traten, von der aus man zum letztenmal nach dem noch offenen Grab zurückblicken konnte, blieb er stehen. Sein Auge war starr nach der schmalen Oeffnung gerichtet, in die man vor kaum einer Viertelstunde den Sarg mit seiner jungen Frau versenkt hatte. Totengräber kamen aus einem Seitengang und machten sich nun, da die Trauerversammlung sich zerstreut hatte, daran, das Grab mit polternden, hartgefrorenen Schollen einzufüllen.

Es wunderte mich eigentlich, daß mein Freund sich nun so schwer von der Stätte zu trennen schien, welche die irdischen Ueberreste seines Weibes umschloß. Freilich war sie die Mutter seines herzigen, vierjährigen Mädchens;

aber man wußte es ja in der ganzen Stadt, daß das Eheleben der beiden Gatten kein glückliches gewesen war. Trotzdem war es von Haus aus eine Heirat aus Neigung gewesen; die schlanke, zarte, blendende Schönheit Elisabeths v. Günther hatte es dem jungen warmherzigen Mann angethan, und man war der Meinung, daß auch sie die bescheidene Stellung als Gattin eines eben erst in die Praxis getretenen, nur mäßig vermöglichen Arztes den verlockenden Partien, die sich ihr geboten hatten, nur um deswillen vorgezogen habe, weil sie ihm von Herzen zugethan gewesen sei.

Doch das änderte sich alles nur zu bald.

Schon vor der Geburt des einzigen Töchterchens, das aus der Ehe hervorging, verwandelte sich die Ruhe — ich möchte fast sagen, Kälte —, welche die Gattin meines Freundes zur Schau trug, in eine unglaubliche Gereiztheit und Erregtheit, die er damals mit ihrem Zustande erklärte und mit einer Geduld ertrug, welche man bewundern mußte. Er hoffte dabei immer, daß diese qualvolle Zeit vorübergehen würde. Aber die Geburt des Kindes brachte ihm den ersehnten Frieden ins Haus nicht zurück. Eine schwere Hysterie hatte seine Frau befallen und hielt sie bis zu ihrem Tode gefangen. Wohl mochte sie selbst dabei ein unglückliches Leben führen. Aber für mich, der ich allein noch von den Freunden des Hauses hin und wieder zu Meinholds kam, war das Mitansehen der Folter, welche mein Freund ausstand, fast noch unerträglicher. Nichts, was er that, war ihr recht. Hinter allem vermutete sie eine Arglist, ein Falsch, eine boshafte Absicht. Mit Eifersüchteleien der kleinlichsten Art peinigte sie ihn Tag und Nacht, und wenn nicht sein Beruf ihn wenigstens einige Stunden täglich aus dem Hause fortgeführt hätte, so wäre er wohl unter der beständigen Erregung, in welche ihn das Benehmen seiner

Gattin versetzen mußte und ersichtlich immer mehr versetzte, schließlich körperlich oder geistig erlegen.

Mit einer Kraft, die ich oft für eine übermenschliche hielt, bemühte er sich aber, jeden Unmut gegen sie niederzuzwingen und durch Güte und unausgesetzte Liebenswürdigkeit mildernd, heilend auf sie einzuwirken. „Ich habe," sagte er mir wiederholt, „nur wenige Monate das Glück gehabt, eine Frau zu besitzen; seitdem habe ich nur noch die Aufgabe, eine schwerkranke Patientin zu pflegen!"

Aber statt daß seine Nachgiebigkeit und Rücksichtnahme etwa ihren Zustand gebessert und das beiderseitige Verhältnis erträglicher gemacht hätte, wurde es nur immer ärger. In seinem vorwurflosen, schweigenden Hinnehmen ihrer fortgesetzten Quälereien erblickte sie nur das Zugeständnis seiner Schuld, die sie immer und überall ohne irgend welche greifbare Anhaltspunkte vor Augen sah. Er war ihr untreu, er belog und betrog sie in Kleinigkeiten, er verschwendete und wirtschaftete in den Tag hinein — kurz, nichts, was er reden oder thun mochte, gab es, woran sie nicht unablässig die schärfste und unbilligste Kritik geübt hätte.

Trotz all seiner ärztlichen Fürsorge rieb sich dabei ihr Organismus langsam, aber sicher auf. Ihre Gestalt wurde immer ätherischer, ihre Züge spitzten sich zu, und stets häufiger wiederholten sich plötzlich auftretende kleine und größere Krankheiten, bis sie nun der strenge Winter jäh mit einem schweren Fieber überfallen und niedergestreckt hatte.

„Gott sei Dank!" hatten viele von Meinholds Bekannten gesagt, als sie die Nachricht von dem Tode Elisabeths lasen, und ich muß offen bekennen, auch mich hatte ein Gefühl der Erleichterung für den armen Freund überkommen, sobald ich das Unerwartete erfahren hatte.

Ich war oft in der letzten Zeit, obwohl ich ja wie die anderen sah, daß man es mit einer kranken Frau zu thun hatte, geradezu erbost von ihnen weggegangen. Konnte sie sich denn nicht wenigstens etwas beherrschen, war denn jeder Funke von Neigung in ihr erstorben, daß sie ihn so zu martern vermochte, blieb denn seine rastlose Pflege ohne jeden Dank bei ihr?

Mit solchen und ähnlichen Fragen hatte nun ihr Tod ohne weiteres aufgeräumt. Das tragische Ende der in jungen Jahren aus dem Leben Geschiedenen versöhnte mit ihrer gewollten und ungewollten Schuld, und nur ein tiefes schmerzliches Mitleid mit der Aermsten, der alle Vorbedingungen zu einem glücklichen Leben erfüllt worden waren, ohne daß sie dieses Glück hatte genießen und bereiten dürfen, blieb in mir zurück.

Trotzdem nahm es mich wunder, daß Meinhold sich so sehr schwer von ihrem Grab trennte. Freilich — er hatte sie einst sehr geliebt, in seinem treu beharrenden Wesen war diese Liebe wohl nie ganz erstorben, und dann sagt man ja oft: gerade diejenigen Menschen, um derenwillen man recht viel ausstehen müsse, würden einem eben dadurch doppelt lieb. Leiden sind ein fester Kitt.

In solche Gedanken versunken stand ich neben meinem Freunde nahe an der Wegbiegung, als mich eine halblaute Bemerkung von ihm aufsehen ließ.

„Wie meinst du?“ frug ich, da ich ihn nicht verstanden hatte.

„Sie wird wiederkommen!“ sagte er in einem seltsamen Tone mehr für sich als für mich, ohne daß er den Blick von dem Grabe gewendet hätte.

Ich sah ihn — auch jetzt noch verständnislos — an.

„Sie wird wiederkommen!“ wiederholte er und nickte dazu mehrmals. Seine bleichen Züge wiesen den Ausdruck festester Ueberzeugung auf. Er preßte die Lippen

aufeinander, und es war mir, als durchschauere ihn ein fieberisches Frösteln.

Mir wurde bang für seine Gesundheit. Was hatte der Mann in den letzten Jahren, in den letzten Tagen ausgestanden! Es wäre entsetzlich, aber nur zu begreiflich gewesen, wenn er jetzt selbst zusammengebrochen wäre.

„Komm!" sagte ich und faßte ihn am Arme. „Du wirst dich hier durch und durch erkälten! Du darfst dich von deinem Schmerz nicht übermannen lassen, mußt an dein, an euer Kind denken!"

So suchte ich ihn mit sanfter Gewalt von der Stelle zu bringen.

Er hatte den Kopf vorgestreckt, als wollte er noch einmal mit einem vollen ganzen Blicke das Bild der Ruhestätte seiner Frau in sich aufnehmen. Dann folgte er mir willig.

„Du wirst sehen," sagte er dabei, „es ist kein Ende — sie wird wiederkommen!"

So sehr ich mich dagegen sträubte, so sehr ich mir sagte, ich könne ihn ja nicht richtig verstehen, der phantastische abergläubische Gedanke, dem er da Ausdruck gab, könne doch in dem Hirn eines gebildeten, geistig normalen Mannes, eines Arztes, vor dessen Blick die letzten Dinge des Menschen klarer, durch die Wissenschaft erhellt, lägen, nicht Wurzel schlagen — seine deutlichen Worte ließen keinen Zweifel mehr übrig, und ich erschrak heftig, wenn ich mir dachte, die jahrelange Folter, die Nervenerschütterung der letzten Tage könnte vielleicht gar den Geist meines Freundes in einem Maße überanstrengt haben, daß er jetzt plötzlich zusammenbrach.

„Laß solche Gedanken und Reden!" sagte ich daher begütigend. „Du mußt nicht immer dem einen nachgrübeln, du mußt dich davon freizumachen suchen, es kann dir ja nur schaden, du wirst dich, wenn du davon

weg denkst, leichter beruhigen, du wirst eher wieder an ein neues, besseres Leben glauben lernen!"

Er seufzte tief auf und schüttelte den Kopf. Sein Blick war starr auf den Boden geheftet, und seine Finger krallten sich förmlich in meinen Arm.

„Dazu wird sie es nicht kommen lassen!" sagte er dumpf. „Sie wird wiederkommen, Otto — sie wird wiederkommen — dort aus dem Grabe heraus — ich meinte jetzt schon, ihre lechzende Eifersucht, ihre Gier, jeden meiner Atemzüge zu belauschen, würde sie keine Minute unten ruhen lassen — würde sie schon jetzt, kaum daß der letzte Fuß von ihrem Hügel getreten, heimlich emporhuschen lassen. Deshalb habe ich gewartet, aber sie zögert noch — sicher nicht lange."

Mir war es, als faßte mich ein Frost und schüttelte mich bis ins innerste Mark. Entsetzliches Schicksal! Ein ganzes Wahnsystem entwickelte sich da in wenigen Sätzen vor mir. Unter dem jahrelangen Druck ihres quälenden Wesens hatte sich — für uns alle verborgen — in dem Kopfe meines Freundes ein irrer Gedanke festgenistet, der nun plötzlich in krasser Klarheit hervortrat.

Was sollte ich thun?

Sollte ich scheinbar auf seine Idee eingehen und ihn so schnell als thunlich einer Anstalt zuzuführen suchen, in welcher — wenn überhaupt möglich — seine Heilung noch bewerkstelligt werden konnte, oder durfte ich es wagen, durch entschiedenen Widerspruch vom ersten Augenblick an die Wahnvorstellung, die vielleicht doch erst in diesem Moment unter dem Einflusse der letzten erschütternden Minuten sich so entwickelt hatte, wie sie mir nun entgegentrat, zu verscheuchen und zu zerstören?

Ich weiß nicht mehr, was mich bestimmte, daß ich mich für das letztere entschied.

„Aber um Gottes willen, Fritz," sagte ich, trat dicht

vor ihn hin und faßte ihn an beiden Armen, „was fällt dir denn nur ein? Was ist denn das für ein ganz sinnloses Zeug, das du da redest! — Nein, nein, unterbrich mich nicht, lächle nicht mitleidig, als ob ich dich nicht verstände — ich verstehe dich vollkommen und ich schaudere gerade, weil ich dich verstehe! Du hast dich da in der fortgesetzten nervösen Erregung in einen Gedanken verbohrt, der aller Wissenschaft, aller Vernunft Hohn spricht, den man höchstens abergläubischen alten Weibern, niemals aber einem Manne wie dir verzeihen könnte!"

Mit einer Heftigkeit, wie ich sie an dem ruhigen Manne noch nie gesehen hatte, fiel er mir jetzt in die Rede und schüttelte meine Arme von sich. „Laß mich mit Wissenschaft und Vernunft in Ruhe!" rief er so laut, daß einige Arbeiter in der Nähe auf uns aufmerksam wurden. „Ich will jetzt nichts davon hören! Und ich brauche nichts davon zu hören! Ich weiß, daß sie wiederkommen wird, das genügt mir. Und wenn du das nicht weißt und wenn du das nicht verstehst, so kommt das daher, weil du Elisabeth nicht so gekannt hast, wie ich sie kennen gelernt habe in der ganzen wilden Leidenschaft ihres Wesens, in ihrem ganzen übermenschlichen Willen, mich auszuforschen, mich zu durchschauen, mich auf einem Fehltritt, auf einem Gedanken zu erfassen, der nicht ihr gehörte! O, ich weiß schon, wo deine sonderbaren Blicke, deine begütigenden Reden vorhin und jetzt, damit wechselnd, dein energischer Ton hinauswollen! Du hältst mich für einen Narren, für einen Geisteskranken, weil ich Dinge sage, die man nicht alle Tage sagt, weil ich an Möglichkeiten glaube, die jeder seichte Laffe im flüchtigen Kaffeehausgespräch mit einem Achselzucken in das Reich der Märchen verweist, ohne sich auch nur mit einem Gedanken über das Warum? klar geworden zu sein, ohne Naturen zu kennen, wie Elisabeth eine besaß. — Nein,

nein, lieber Freund, meinem Geiste fehlt kein Atom seiner früheren Schärfe! Ich weiß, was ich sage, und ich weiß, warum ich es sage, und ich glaube an das, was ich sage, mit einer unerschütterlichen Ueberzeugung."

Er war ruhiger geworden und sprach die letzten Worte, indem er mir fest dabei ins Auge sah.

„Sieh," sagte er im Weiterschreiten, „du kennst sie nicht, wie sie sich mir in mancher leidenschaftlichen Stunde erschlossen hat. Du meinst wohl, diese Unglückliche hätte sich je gescheut, den Riegel zu öffnen und in die grausige Nacht des Todes hinaus zu blicken? Ach, welch ein Irrglaube! So sehr sie an dem Leben hing, so sehr sie nach langem Alter lechzte, ebenso vertraut, so — damit du mich recht verstehst — so in schaudernbem Bangen vertraut war ihr der Tod. Sie fürchtete ihn mit allen Fibern eines jungen lebenshungrigen Geschöpfes, aber sie dachte unablässig an ihn. Mein Gott, er ist ja auch oft genug erbarmungslos an ihr Lager getreten, ehe er seine kalte Hand auf ihre Wimpern legte. Aber so oft sie von dem Tode sprach, so oft sie an ihre letzte Stunde rührte, so oft sagte sie mir mit dem flüsternden Hauche ermatteter Schwäche, mit dem heiseren Schrei übermenschlicher Fieberkraft: „Hoffe nicht darauf! Du wirst mich nicht los werden damit! Ich werde um dich, ich werde bei dir sein auch nachher! Der ganze Wille meines Lebens wird sich in meiner letzten Stunde auf den einzigen Gedanken vereinigen, wieder zu kommen und dich zu prüfen! O, wie ich mich danach sehne, dann klar zu sehen, dann endlich dich zu erkennen, wie du bist!" — Und ich weiß, Otto," fuhr mein Freund fort, „daß dieser Gedanke, daß dieser Entschluß in dem Moment vor ihrer Seele stand, als ihr Auge brach. Ich habe dir ja gesagt, eine Lähmungserscheinung, welche einen halben Tag vor ihrem Tode eintrat, nahm ihr die Sprache und die Be-

wegung. Von diesem Moment an schien ihr ganzes Leben in ihren Blick zurückgezogen, und dieser Blick ruhte unausgesetzt, bis ihn der Tod verschleierte, auf mir, und dieser Blick der grauen sprechenden Augen sagte mir immer und immer aufs neue: „Vergiß nicht, wie ich nicht vergesse! Ich werde wiederkommen! Ich werde bei dir sein! Hoffe nicht, daß jetzt das Ende naht!“ — Die wenigen Minuten, welche ich sie verlassen mußte, um Anordnungen zur Linderung ihres Leidens zu treffen, hing ihr Auge, wie mir die Wärterin später erzählte, unablässig an der Thür, als vermöge sie die Holztäfelung zu durchdringen, als sehe sie mich auch, wenn ich außen war, und kehrte ich zurück, so empfing mich ihr Blick beim Eintritt und begleitete mich bei jeder Bewegung, bei jedem Atemzug. — Wie es in diesen Fällen meist geschieht, überkam sie der Tod ganz plötzlich. Auf einmal ging ein Dehnen und Strecken durch ihren ganzen Körper; einen Augenblick sah ich ihr Auge verdunkelt von der furchtbaren Erkenntnis, daß nun die letzte Minute gekommen sei; sie sah mich mit dem Ausdruck entsetzlicher Angst, mit einem stummen Flehen um Hilfe an, das mich aufs tiefste erschütterte. Ich umschlang ihre erkalteten Finger mit meinen beiden Händen und flüsterte: „Mut, Elisabeth, Mut — es wird vorübergehen!“ Aber ehe sie noch meinen Rat gehört hatte, schien sie dessen schon nicht mehr zu bedürfen. Ihre Energie war zurückgekehrt; ihre Sinne wandten sich von den Schrecken des Todes ab, und ihr ganzer Wille vereinigte sich in dem, was sie mir oft gesagt hatte. Ihr Blick bohrte sich förmlich in den meinen fest; ihre Pupillen erweiterten sich, ich fühlte deutlich den Druck ihrer Hand, der mir — ich verstand sie wohl — noch einmal sagen sollte: „Jetzt im Moment des Todes denke ich daran! Ich werde wiederkommen!“ — Und so starb sie,“ schloß Doktor Meinhold, der stehen geblieben

war, den Hut vom Kopfe genommen hatte und sich die feucht gewordene Stirne trocknete. „Ich hatte über der Erschütterung, die mich bei diesem Anblick packte und zittern machte, den Eintritt des Todes selbst nicht bemerkt. Erst nach ein paar Minuten beobachtete ich, daß ihr Auge, das noch immer an mir zu hängen schien, gebrochen war. Ich beugte mich über sie. Kein Atemzug kam mehr von ihren Lippen, ihr Herz schlug nicht mehr, es war vorüber — vorüber für jetzt!"

Wir gingen eine Weile schweigend nebeneinander her.

„Ich begreife ja," sagte ich dann, „daß solche Vorgänge dich in der tiefsten Seele gefaßt haben müssen, und ich sehe jetzt sehr wohl ein, wie oberflächlich, wie unberechtigt dir unmittelbar nach solchen Erlebnissen das geklungen haben mag, was ich dir vorhin sagte. Aber du wirst, sobald du ruhiger geworden bist, trotzdem zugeben müssen, daß meine Worte das richtige getroffen haben. Du wirst dich von dem Bann, unter dem du jetzt noch stehst, frei machen, du wirst mit der Sonde des mitleidlosen Verstandes an das rühren, was du da gesehen und gehört hast, und es wird vor dir als das krankhafte Phantasiegebild einer Leidenden in sich zusammenbrechen!"

Wieder schüttelte er nur mit jener Bestimmtheit den Kopf, in der er bisher gegenüber meinen Vorstellungen verharrt hatte. „Laß uns jetzt davon abbrechen," sagte er. „Die Zukunft wird zeigen, ob ich mich von Wahnideen beherrschen ließ."

Ich begleitete ihn nach seiner Wohnung.

Er hatte sich schon vor Jahr und Tag in einem hellen freundlichen Hause in einer ruhigen Straße eingemietet, weil er von der ungestörten Umgebung einerseits, anderseits von der Fülle an Licht und Luft, welche die Wohnung bot, einen günstigen Einfluß auf das Befinden seiner kranken Frau erhoffte.

Die alte Magd, ein Inventarstück der Familie seiner Schwiegermutter, welches diese dem jungen Paar mit in die Ehe gegeben hatte, öffnete auf unser Klingeln. Es war ein unsympathisches Geschöpf mit stechenden Augen; was sie an liebevollen Empfindungen besaß, hatte sich ausschließlich auf Elisabeth vereinigt. Meinen Freund haßte sie und hatte nie ein Hehl daraus gemacht. Seine Heirat verletzte ihre maßlose, unvernünftige Eifersucht, und alles, was während dieser Ehe über die junge Frau gekommen war, rechnete sie ohne weitere Prüfung dem Gatten Elisabeths zur Last. Wegen jedes Seufzers des Schmerzes, den die Kranke ausgestoßen hatte, murmelte sie eine leise Verwünschung gegen ihn; bei jedem neuen Anfall, von dem die Leidende befallen wurde, höhnte sie über den Arzt, der immer von Liebe und Zärtlichkeit gegen seine Frau überfließe und doch nicht ehrlichen Willen genug habe, ihr zu helfen; denn daß er es gekonnt hätte, daran zweifelte der argwöhnische Sinn der Alten nicht.

Sie machte auch aus all diesen ihren Empfindungen nicht das geringste Geheimnis. In Gegenwart Meinholds murmelte sie halblaute Zornesworte gegen ihn, und er wußte, daß ihr Haß, kaum daß er die Thüre geschlossen hatte, sich laut und in heftigster Weise gegen die Kranke über ihn Luft machte. Mein Freund verschloß sich der Erkenntnis nicht, daß der Einfluß der verbissenen Alten auf seine Frau nur der verderblichste sein konnte, weil sie dadurch in ihrem eigenen Argwohn bestärkt wurde, weil die verblendete Dienerin, statt ihrer Herrin zu helfen, durch ihr fortgesetztes Hetzen und Wühlen diese immer zu neuen Zweifeln und Verdächtigungen fortriß; aber Meinhold hatte trotzdem nicht den Mut, die Alte aus dem Hause zu thun. Es wäre ihm wohl auch nicht gelungen. Denn Elisabeth hätte in der Entfernung ihrer „einzigen

Freundin", wie sie die Alte nannte, einen brutalen Gewaltstreich gegen sich, eine Bestätigung all dessen gesehen, was sie von ihrem Mann Schlimmes glaubte und befürchtete. So mußte er es dulden, daß seine ärgste Feindin, die unablässige Vereitlerin all seiner Heilungsbestrebungen, Tag und Nacht in der Umgebung seiner Gattin verweilte.

Seitdem Elisabeth gestorben war, brütete die alte Kathi stumm vor sich hin. Es lag etwas Unheimliches in dem ganzen Wesen der gespenstisch herumschlürfenden Person, die nur selten den vornübergebeugten Kopf von der Erde erhob, dann aber mit einem Blick fast wahnwitzigen Hasses das Gesicht ihres Dienstherrn traf. Der Tod der von ihr über alles geliebten Kranken hatte ihr vollends jede Selbstbeherrschung genommen. Sie behandete Meinhold als den Mörder ihrer Pflegebefohlenen und stieß bei jeder Gelegenheit die heftigsten Drohungen gegen ihn aus. Darüber, daß sie hundertmal die Worte der Leidenden selbst gehört, war sie fast zum Echo der leidenschaftlichen Auslassungen Elisabeths geworden. Auch in ihr schien die Ueberzeugung festzustehen, daß die Gestorbene zurückkehren, daß sie sich für alle vermeintlich erlittene Unbill fürchterlich an dem Arzte rächen werde. Ja, wenn man die Alte hörte, war es gerade, als sei für sie die junge Frau des Hauses überhaupt nicht gestorben, als lebe und rede und seufze und grolle sie noch wie bisher in ihrem Krankenbett. Ich habe es selbst, als ich jetzt mit dem Arzte die Wohnung betrat, mit angesehen, wie sie leise, als müsse sie eine Schlafende schonen, an das noch unberührte Lager trat, auf welchem Elisabeth verschieden war, sich über die Kissen beugte und in das Dämmerdunkel des Himmelbettes hineinlauschte, vor sich hin murmelnd, als führe sie halblaute Zwiesprache mit einem Wesen drinnen, das nur sie sah

und hörte. Dann humpelte die Alte geschäftig nach dem Kinderzimmer hinaus, welches an das Schlafgemach anstieß.

Der frühe Winterabend hatte sich schon über die hohen Dächer herabgesenkt. Der Salon, in den wir eingetreten waren, lag in jenem unter anderen Umständen so traulichen, hier aber wirklich äußerst unheimlich wirkenden Zwielicht, das überall phantastische Schatten erstehen läßt und die leeren Räume mit seltsamen Gestalten belebt. Ein bis dahin nie gekanntes Gefühl der Beklemmung, von dem ich mich nicht befreien konnte, überkam mich. Ich wäre am liebsten schleunigst aus der Wohnung, aus dem Hause geeilt, froh, nur wieder Menschen mit hellen Augen und lebensfreudigen Reden um mich zu wissen. Ich begriff sehr wohl, wie Meinhold in dieser Umgebung so hatte werden können, wie er sich mir heute gezeigt hatte. Der ganze Raum war mit jenem schwülen, mit nichts anderem zu vergleichenden Geruch erfüllt, den das Uebermaß der für die Tote gespendeten Blüten zusammen mit der Leiche selbst und den Medikamenten hervorgerufen hatte, die in den letzten Lebensstunden der Verblichenen für sie verwendet worden waren. Einzelne Kränze und Blumensträuße, welche verspätet eintrafen, lagen noch auf Stühlen und Sesseln oder auch auf dem Boden selbst umher und schienen in dem Zwielicht eine unheimliche, übertriebene Größe anzunehmen. Alles verschwamm in unsicheren Umrissen ineinander; nur die weißen Kissen des Sterbelagers schimmerten in seltsamer Helle durch die halbgeöffnete Thür aus dem dunklen Schlafzimmer herüber.

„Ich bitte dich,“ sagte ich zu Meinhold, der beim Betreten seiner Wohnung ersichtlich immer mehr in düstere Gedanken verfiel, „öffne ein Fenster, laß die herbe erfrischende Winterluft eindringen und hier aufräumen mit all dem Dunst und Duft, der einen beinahe erstickt;

und dann nimm dein Kind und komm zu mir; du kannst heute unmöglich hier bleiben! Diese ganze Umgebung und dein erregtes, trübgestimmtes Gemüt dazu müssen dich ja krank machen — noch weit kränker, wie du es vielleicht schon bist!"

Er schüttelte den Kopf. „Das muß alles hier so bleiben!" sagte er. „Glaubst du, ich möchte mich feige zeigen vor ihr? Was würde all ihren Argwohn besser rechtfertigen als eine so jähe Flucht?"

Ich konnte eine unwillige Bewegung nicht unterdrücken und wollte meinem Unmute eben auch in einer etwas heftigen Bemerkung Ausdruck geben, als es leise an die Thür klopfte.

Meinhold sah rasch empor und blickte mich seltsam an. Dann rief er: „Herein!"

Ein blasses hübsches Mädchen trat schüchtern in den Salon. Sie sah ganz verängstigt aus, und ihre rotgeweinten Augen blickten scheu um sich.

„Sie sind es, Gretchen!" sagte Meinhold. Aus seiner Stimme klang fast etwas wie eine leise Enttäuschung. „Was wollen Sie denn?"

Das Mädchen brach in krampfhaftes Schluchzen aus und konnte lange nicht zu Wort kommen.

Mein Freund wendete sich ergriffen zur Seite. „Du siehst," sagte er, „wie alles im Hause von dem schweren Schlag getroffen ist! Auch das gute Ding da — es ist unser Stubenmädchen — hat sich's schwer zu Herzen genommen.

„Nun, Gretchen," sprach er dann mit jener Seelengüte in der Stimme, um derentwillen ihn alle so hochschätzten, die ihn kannten, „beruhigen Sie sich und sagen Sie mir, was Sie wünschen?"

„Ach, Herr Doktor," stieß das Mädchen unter Weinen heraus, „Sie werden mich ja fürchterlich schelten, Sie

werden mich ein ganz undankbares Geschöpf heißen — o, ich weiß, wie gut Sie immer mit mir waren, und wie häßlich es aussieht, daß ich jetzt fort will, jetzt, da die gnädige Frau kaum unter der Erde ist! Aber ich kann nicht mehr bleiben, ich kann nicht mehr, denn ich müßte wahnsinnig werden vor Angst."

Meinhold seufzte tief auf. „Beruhigen Sie sich nur, Gretchen!" sagte er. „Ich verstehe Sie schon und ich sehe es sehr wohl ein, daß Sie fort wollen aus diesem Hause. — Treibt sie es denn so arg?" setzte er dumpf hinzu.

„O, Herr Doktor," sagte das Mädchen hastig, ersichtlich froh, sprechen zu dürfen, „es ist nicht mehr zum Aushalten! Man weiß nicht mehr, lebt man oder träumt man bloß! Sie spricht von nichts anderem als von der seligen gnädigen Frau und dazwischen hinein schilt sie über den gnädigen Herrn; ich kann die fürchterlichen Worte gar nicht wiederholen, die sie sagt! Und was das Entsetzlichste ist, sie redet von der gnädigen Frau nicht wie andere Leute — es ist, als wüßte sie gar nicht, daß die gnädige Frau gestorben ist. Für die Kathi kommt sie zur Thür herein, sie ruft aus dem Wohnzimmer, sie giebt Befehle, sie will das kleine Luischen sehen — kurz und gut, man wird ganz närrisch dabei! Ich würde mich wirklich nicht mehr wundern, wenn plötzlich die Thür aufginge, und die gnädige Frau käme so, wie sie im Sarge gelegen ist, herein und setzte sich an Luischens Bett. Und die Kathi sagt auch immer, sie kommt — heute nacht kommt sie! Nein, Herr Doktor, ich kann nicht mehr bleiben!"

Ein Fieberfrost schüttelte das arme Ding, daß sie sich an dem nächsten Schrank halten mußte, um stehen zu können.

„Das ist aber doch —" fuhr es mir heftig heraus.

Meinhold legte mir die Hand auf den Arm und sagte ruhig und freundlich zu dem Mädchen: „Sie haben ganz recht, Gretchen, wenn Sie fortgehen! Hier ist keine Luft für Sie, und Sie brauchen sich keinen Vorwurf daraus zu machen! Sie haben uns immer treu und fleißig gedient, und meine verstorbene Frau und ich sind jederzeit mit Ihnen zufrieden gewesen. Gehen Sie jetzt ganz ruhig fort, ich weiß, Ihre Eltern wohnen nicht weit von hier, bleiben Sie die Nacht über bei Ihren Angehörigen und morgen kommen Sie noch einmal, dann werde ich Ihnen Ihr Zeugnis ausstellen und Ihren Lohn auszahlen. Sie haben ohnedies Anspruch auf eine Entschädigung für die ungewöhnlichen Anstrengungen der letzten Wochen. Auch darüber werden wir dann morgen reden; gehen Sie nur jetzt ganz ruhig fort."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor!" murmelte das Mädchen, und man hörte dabei ihrer Stimme an, wie erleichtert ihr ums Herz war, so ungern das treue Geschöpf seine Pflicht verließ.

Nach wenigen Minuten schon hörten wir die Hausthür gehen.

„Siehst du," sagte ich zu Meinhold, „in ihr wehrt sich der gesunde Sinn gegen diese Atmosphäre, gegen diese Umgebung, gegen die Verrücktheiten. Halte den Ausdruck nicht für roh, aber ich kann das, was hier vorgeht, wirklich nicht anders bezeichnen. Nun sei klug und folge ihrem Beispiel. Nimm dein Kind und komm zu mir. Die Alte magst du zu deiner Schwiegermutter schicken, und wenn sie das nicht will, dann lasse sie eben hier bleiben; aber du selbst sauge das Gift, das jetzt diese Räume für dich ausströmen, nicht weiter ein und rette dein Kind vor den Einflüsterungen der wahnwitzigen Person!"

Er zauderte einige Sekunden. Ich fühlte, wie es in

ihm rang, wie die gesunde Kraft, die Lebenslust in ihm sich gegen den Dunst des Todes wehrte, der über diesen Räumen lag. Aber die Vorstellungen, die ihn bisher beherrscht hatten, behielten die Uebermacht.

„Ich bleibe!“ sagte er und streckte, als ich noch einmal beginnen wollte, die Hand in einer Art und Weise gegen mich aus, die jede weitere Widerrede abschnitt.

„So gieb mir wenigstens dein Kind mit!“ bat ich. „Es ist eine große Verantwortung, die du nicht auf dich nehmen darfst, es in den Händen der besinnungslos gegen deine Interessen, gegen die Ruhe und den Frieden des kleinen Wesens wütenden Alten zu lassen!“

„Du hast recht!“ sagte er mit dumpfer Stimme. „Aber ich werde es ihr nicht abringen, sie wird es mir nicht geben, du wirst sehen! — Komm!“

Er ging mir voraus den langen Korridor zurück nach der Kinderstube.

Als er dort die Thür öffnete, stutzte er unwillkürlich und prallte zurück.

Dann trat er mit einer heftigen Gebärde ein.

Eine ungewöhnliche Helle, welche mich fast an den Lichterglanz des Christbaumes erinnerte, strömte aus der Thüre. Als ich hinter Meinhold in das Zimmer trat, sah ich, woher diese Strahlenfülle kam. Die alte Kathi hatte einen Tisch in die Mitte des großen Zimmers gerückt und auf diesem eine Unzahl von kleinen Wachsstöcken angezündet, wie man sie in den katholischen Kirchen in den „Armen-Seelen-Ecken“ brennen sieht. Dort hockte sie nun auf einem niederen Schemel, immer vor sich hinmurmelnd und ganz mit der eigenartigen Totenfeier beschäftigt, die sie hier veranstaltet hatte. Bald bog sie ein Kerzchen, das in der Hitze krumm geschmolzen war, wieder aufrecht, bald löschte sie ein anderes aus, das heruntergebrannt war und nun qualmend verflackerte; dann

wieder holte sie aus dem Vorrat, den sie in einem Handkörbchen neben sich aufbewahrte, einen neuen Wachsstock, drehte ihn auf und zündete ihn an.

In einem Armstuhl neben ihr kauerte Luischen, Meinholds einziges Kind.

Es war ein ungewöhnlich schönes und körperlich wie geistig entwickeltes Mädchen. Aber ihre Glieder waren unendlich zart, und ihre feinen Züge zeigten eine jetzt in dem hellen Schein noch auffallender hervortretende wachsfarbene Blässe. So, die Ellenbogen auf die Kniee gestemmt, kauerte das Kind vor dem Tisch und starrte mit großen, beinahe fieberhaft glänzenden Augen in die Dutzende züngelnder Lichtflammen.

„Was ist denn das für ein Unsinn?" hatte der Arzt gerufen, als er eingetreten war. „Müssen Sie das Kind noch mehr erregen, als seine Nerven ohnedies durch das Unglück gelitten haben, das über uns hereingebrochen ist! Sofort löschen Sie die Lichter aus und bringen Luischen zu Bett!"

Die Alte hatte nur einen flüchtigen Blick, aus dem aber ihr ganzer Haß loderte, auf uns geworfen, als wir eintraten. Jetzt langte sie, unbekümmert um die Worte ihres Dienstherrn, gerade als ob sie es ihm zum Trotze thäte, ein paar neue Wachslichter aus dem Korbe, zündete sie an den brennenden an und klebte sie auf das Tischende.

Ich sah, wie Meinhold vor Zorn und Aufregung bebte, und ich muß gestehen, es gelang mir selbst nur schwer, an mich zu halten und mich nicht mit darein zu mengen.

Mein armer Freund mußte wohl schon viele ähnliche Scenen erlebt haben, da er selbst jetzt noch in dieser leidenschaftlichen Stimmung Macht genug über sich besaß, um seinen Grimm zu bändigen.

Er that, als bemerke er das Treiben der Alten nicht, das seinem Befehle Hohn sprach, und ging um den Tisch herum auf sein Kind zu. „Komm, Luischen," sagte er, „komm mit uns! Wir bringen dich in dein Bett!"

Aber auch das Kind war offenbar schon ganz verhetzt gegen ihn.

Mit einem bösen Blick aus den schönen sprechenden Augen zog es die Arme eng an den Körper, um sich nicht ergreifen zu lassen, rutschte von dem Stühlchen herunter und klammerte sich an die Alte.

„Kathi," rief sie dabei ängstlich, „nichts thun lassen! Papa will mir was thun!"

„Aber Kind," sagte Meinhold mit zitternder Stimme, nur noch ganz mühsam an sich haltend, „ich will dir doch nicht weh thun, ich habe dir doch noch nie weh gethan, ich habe dich ja so lieb und will dich nur ins Bettchen bringen, damit du ausruhen kannst und nicht krank wirst! Komm, mein Kind!"

„Nein," schrie sie jetzt eigensinnig und stampfte mit den Füßen, „ich will nicht ins Bettchen, ich will nicht zu dir, ich will bei der Kathi bleiben und bei Mama!"

„Nun wird's mir aber zu bunt!" rief der Arzt heftig und trat mit einem raschen Schritt auf die Kleine zu. „Jetzt gehst du mit mir und zwar augenblicklich!"

Da sprang die Alte mit einem Ruck empor, umschlang mit der Linken das Kind und lief so nach der Schlafzimmerthüre hin, die sie mit gellendem Geschrei aufstieß.

„Elisabeth!" schrie sie hinein. „Elisabeth! Komm! Er will dir dein Kind nehmen!"

Und mit ihrem wahnsinnigen Schreien vermischte sich die Stimme des Kindes, das mit verzerrtem Gesichtchen dazwischenrief: „Mama, Mama, komm, Mama!"

Es war eine Scene, wie ich sie grauenvoller noch nicht erlebt hatte.

Meinhold war beim Aufstoßen der Thür jäh zurückgewichen. Seine Augen nahmen einen entsetzten Ausdruck an, seine Unterlippe klemmte sich zwischen die Zähne, und ich beobachtete, aufs tiefste erschüttert, in seinem Blick die schaudernde Erwartung, mit der er in das dunkle Zimmer hinausstarrte, offenbar gefaßt, im nächsten Moment die Gerufene über die Schwelle treten zu sehen.

Inzwischen hatte die Alte das Kind in die Schlafstube hinausgezogen und die Thür von innen verriegelt.

Wir standen eine Weile schweigend.

Dann löschte ich die Lichter aus und zündete an ihrer Stelle den Armleuchter mit Stearinkerzen an, der an der Wand befestigt war.

„Das muß nun anders werden," sagte ich. „Du siehst es selbst ein! Das sind Vorgänge, die dir kein Mensch glauben würde, wenn man sie ihm erzählen wollte! Ebenso gut antwortest du dich und dein Kind irgend einem entsprungenen Geisteskranken aus! Raffe dich auf und mache Schluß mit diesen Dingen — ein für allemal."

Er stand wie gelähmt. „Laß mich für heute," sagte er dann. „Ich weiß noch nicht, was ich thue. Ich weiß überhaupt nicht, was geschieht. Jedenfalls darf ich das Kind heute nicht noch mehr erregen. Kathi würde sich mit der Kleinen lieber aus dem Fenster stürzen, wenn ich sie ihr entreißen wollte."

Das letztere glaubte ich nach dem, was ich gesehen hatte, nur allzu gerne.

„Aber du kannst doch diese Nacht nicht hier zubringen, du kannst doch dein Kind nicht hier lassen!" versuchte ich es noch einmal.

Er hatte sich abgewendet. Jetzt drehte er sich rasch wieder gegen mich, und sein Gesicht zeigte einen so gequälten, unglücklichen Ausdruck, daß ich es nicht wagte,

weiter in ihn zu dringen, obwohl ich aufs ernsteste für ihn besorgt war.

„Ich bitte dich," sagte er matt, „laß mich!"

Ich drückte ihm die Hand und verließ rasch das Zimmer. Er war mir bis auf den Korridor gefolgt, wo er mir noch einmal tief aufseufzend zunickte. Dann hörte ich, während ich langsam die Treppe hinunterstieg, wie er nach dem Salon ging.

Mehrmals blieb ich stehen, unschlüssig, ob ich nicht doch noch umkehren und mit allen Mitteln der Ueberredung versuchen sollte, Meinhold zu einem anderen Entschlusse zu bestimmen. Aber seine stumme Bitte, mit der er mich angesehen hatte, schnitt mir die Möglichkeit ab, mich noch weiter in seine Angelegenheiten zu mengen.

Als ich in die eisigfrische Nacht hinausgetreten war und nach wenigen Minuten die belebten, hell erleuchteten Hauptstraßen mit ihrem geräuschvollen Verkehr, mit ihren lachenden, schwatzenden Menschenfluten erreicht hatte, da kam mir derselbe Gedanke, den vorher oben das Stubenmädchen ausgesprochen hatte: ich war versucht, alles für einen wüsten Traum, für ein Spukgebild meiner Phantasie zu halten, das der nüchterne Alltagsverstand lächelnd in das Reich der Unmöglichkeiten verweisen müßte. Ich war fest überzeugt, wenn ich jetzt hier irgend einen Bekannten unter den Arm nehmen und ihm erzählen würde, was ich da eben erlebt hatte, er würde mir lächelnd ins Gesicht blicken und mir sagen: „Lieber Freund, Sie fabulieren ein bißchen!" Oder aber, wenn er meine Erzählung wirklich für ernst und wahr nehmen sollte, würde er dann nicht vielleicht verächtlich und spöttisch ausrufen: „Aber, mein Lieber, wozu dieses Mitleid mit einem Manne, der in weibischer Gespensterfurcht erschlafft ist und von einer verrückten alten Hexe sich Dinge gefallen läßt, die kein vernünftiger Mensch sich von einem Dienstboten, der sein

Brot ißt und in seiner Behausung schläft, jemals gefallen lassen würde! Entweder ist Ihr vielgepriesener Freund selbst ein Narr oder er ist ein Feigling, dem nur der verdiente Lohn wird, wenn es ihm so ergeht, wie Sie sagen!"

Man hört solche Urteile ja alle Tage.

Und doch sind sie zu hart. Diejenigen, welche, da sie im glücklichen Besitze normaler Nerven, im Genuß ungetrübter behaglicher Lebensverhältnisse sich befinden, so rasch mit dem Worte fertig sind und den Stab in übereilter Strenge über Dinge brechen, die sie selbst noch nicht erlebt haben und daher nicht verstehen, gehen doch etwas zu seicht über die Tiefen des Lebens hin. Sie bedenken nicht, wie qualvolle Wochen und Monate Seelenzustände herausreifen können, die den dritten, der außerhalb steht, fremd anmuten, ja seine Entrüstung hervorrufen, und die doch für den, der sich bemüht, ihrer Entstehung nachzuforschen, so sehr erklärlich sind.

Ich für meine Person wagte nicht, den Stab über Meinhold zu brechen oder ihn einen Narren zu nennen. Ich hatte gesehen, wie all das so gekommen war, und ich begriff, daß es so mit ihm werden mußte, wie es nun war.

Aber wo war Hilfe zu finden?

Meine eigenen Berufsgeschäfte nahmen mich in den nächsten Tagen so in Anspruch, daß ich mir tagsüber keine Minute abstehlen konnte, um Meinhold zu besuchen. Und abends erst ihn noch zu stören, hielt ich unter den gegebenen Umständen nicht für angemessen. Ich muß bekennen, ich griff ein paarmal, wenn ich mir eine kurze Mittagspause gönnte, nicht ohne Sorge nach der Zeitung. Es war mir immer, als müßte bei ihm irgend etwas Gräßliches geschehen sein, als müßte die Spannung, die

über seinem Hause lag, sich in einem fürchterlichen Ereignis auslösen, und ich legte jedesmal das Blatt mit einer gewissen Erleichterung aus der Hand, wenn ich die Spalten der Lokalnotizen überflogen hatte, ohne auf das zu stoßen, was ich zu sehen gebangt.

So verfloß vielleicht eine Woche.

Da — es war ein sehr heller, milder Wintertag — lief er mir ganz plötzlich in die Hände. Ich hatte mich von meiner Wohnung in der Absicht fortbegeben, direkt meinem Amte nachzugehen. Aber der Sonnenschein lockte mich unwillkürlich in den Menschenschwarm, der dem Stadtpark zuströmte. Jedermann schien das Bedürfnis zu haben, nach den kalten, düsteren Wochen Leib und Seele in dem ungewohnten Lichte zu baden. Rings umher plauderte und kicherte es. Die Jugend war mitten im Karnevalsvergnügen und tauschte mit glühenden Wangen und blitzenden Augen Ballerlebnisse aus. Die Aelteren redeten davon, wie sie mehr oder minder ungeschoren bisher die kältere Jahreszeit überstanden hatten und nun bester Hoffnung waren, auch den Rest des Winters gut durchzumachen. Man hörte Kaffeehauspolitik und Familienklatsch, Kunstgespräche und Toilettenkonferenzen — kurz, sämtliche Interessen, die in einer großen Stadt sich auf engem Gebiete treffen, kamen hier zum Austausch.

Da stand ich plötzlich vor Meinhold, ohne daß er mich oder ich ihn vorher bemerkt hätte.

Er sah nicht anders aus wie neulich. Seine Gesichtsfarbe war blaß, und auf seiner Stirne stand das Unbehagen geschrieben.

„Ah," sagte er, „du!" und gab mir die Hand.

„Nun," frug ich, neben ihm herschreitend, „wie geht's?"

„Es ist alles beim alten," entgegnete er mit einer gewissen Hast in der Rede. „Ich lebe so Tag und Nacht

dahin ohne Lebenszweck, ohne Lebensfreude, ohne Linderung der Unruhe in mir. Ich vegetiere eigentlich nur."

„Und zu Hause?"

Er antwortete erst nach ein paar Minuten.

„Du hattest ganz recht neulich," sagte er dann. „So kann's nicht weitergehen. Es ist nicht zum Aushalten! Es ist zum Verrücktwerden! Ich bin ein Narr ohne Vernunft und Energie. Aber ich werde mich jetzt wenigstens zu einem aufraffen; ich werde für Luischen eine Erzieherin —"

Plötzlich faßte er meinen Arm und drückte ihn so, daß ich thatsächlich einen physischen Schmerz empfand.

„Da!"

Ich sah ihn besorgt an.

„Da!" sagte er wieder.

Jetzt folgte ich seinem Blick. Zwischen den Scharen der Spaziergänger gewahrte ich etwa dreißig Schritte vor uns eine junge Dame, die langsam vor uns herging. Sie bewegte sich graziös und elastisch, schien aber wenig auf das Leben und Treiben um sich her zu achten. Ihr Wuchs war tadellos, fast etwas zu schlank; ihr volles reiches naturblondes Haar lag in schlichten Flechten um den Kopf. Sie war ganz in Schwarz gekleidet — einfach, aber geschmackvoll.

Einen Augenblick war es mir, als käme mich ein Schwindel an.

Ich verstand sofort, was er wollte; aber gleichzeitig sagte ich mir wieder: „Jetzt nimm dich in acht, seine Verrücktheiten beginnen wieder! Sieh, daß du nicht schließlich auch noch davon befallen wirst!"

Und es war thatsächlich zum Verrücktwerden.

Denn die Gestalt der jungen Dame glich jener der verstorbenen Frau Meinhold wie ein Ei dem anderen. Ihr Wuchs, ihre Art sich zu bewegen, ihr Haar — alles;

höchstens den einen Unterschied hätte man gelten lassen können, daß Elisabeth sich reicher, überladener getragen hatte.

„Nun, was sagst du?" frug er mit einem gewissen Triumph in der heiseren Stimme. Er hatte meinen Arm noch nicht losgelassen.

„Es ist eine auffallende Aehnlichkeit," antwortete ich, mich bemühend, so ruhig als möglich zu sprechen. „Eine Aehnlichkeit, die einen verführen könnte, die Dame für deine Frau zu halten, wenn deine Frau noch am Leben wäre!"

Er lachte höhnisch. „Mit deiner Aehnlichkeit!" sagte er beinahe verächtlich. Er zog mich in einen Seitengang, der im Bogen um ein Boskett lief und dann wieder in die Straße einmündete. Wenn man rasch ging, konnte man auf diese Weise jemand, der außen wandelte, den Weg abschneiden und ihm von vorne entgegentreten.

Das war offenbar seine Absicht, denn er schob mich förmlich vorwärts.

„Beherrsche dich doch, Meinhold!" redete ich ihm unterdessen zu. „Laß dich zu nichts hinreißen! Sei vernünftig!"

Er zuckte nur die Achseln.

Dank dem Eilschritt, in dem wir gegangen waren, erreichten wir wirklich die Straße, ehe die Dame, der unsere Aufmerksamkeit galt, an der Einmündung des Seitenweges angelangt war, und wir konnten ihr so, ohne aufzufallen, entgegengehen.

Was ich nun da sah, war allerdings höchst überraschend.

Auch das Gesicht glich jenem Elisabeths täuschend. Die blassen, feinen Züge, der schöne Mund, die hohe Stirn, die edel geformte Nase — jeder, der Meinholds Frau gekannt hatte und diese Dame hier sah, mußte zu

dem Irrtum veranlaßt werden, thatsächlich die Gattin des Arztes vor sich zu haben.

Als wir ihr näher kamen, warf ich einen raschen besorgten Seitenblick auf das Gesicht meines Freundes. Ich sah, daß seine Augen sich mit einem seltsamen Ausdruck in den Zügen der Unbekannten festbohrten. Er schien erzwingen zu wollen, daß sie ihren Blick auf ihn richte, daß er darin ein verräterisches Zeichen lesen könne.

Ich hatte unwillkürlich meinen Arm in den seinen geschoben, um ihn für alle Fälle von irgend einer Unüberlegtheit zurückzuhalten.

Aber er beging keine solche.

In ruhiger Haltung, nur die Augen unverwandt auf die Fremde gerichtet, ging er an ihr vorbei.

Und wirklich schienen seine Gedanken eine eigentümliche Gewalt auf sie auszuüben. Während sie bis in unserer unmittelbaren Nähe die Augen zur Erde gesenkt hatte, sah sie nun plötzlich empor. Mit einer gewissen Ueberraschung, die eine leise Röte in ihre Wangen trieb, gewahrte sie die Aufmerksamkeit, mit der sie Meinhold betrachtete. Aber es war kein befremdetes Zürnen, das dabei in ihrem milden, freundlichen Blick lag; mir schien, als sehe ich darin ein momentanes starkes Mitgefühl erwachen. Im nächsten Moment freilich hatte sie die Wimpern wieder gesenkt und schritt ruhig an uns vorüber.

„Ihr Auge ist es nicht!" sagte ich.

„Doch — doch!" entgegnete er rasch. „Es ist auch ihr graublaues Auge! Es spricht nur etwas ganz anderes daraus, als ich es in den letzten Jahren und Monaten von Elisabeth zu sehen gewohnt war. Diese Milde, diese Güte ist mir fremd; gerade jetzt bin ich nicht gefaßt darauf. Aber das kann ja auch nur so geschienen haben!"

Ich schüttelte im höchsten Unmut den Kopf. „Ich weiß

nicht mehr, wo hinaus mit dir," sagte ich. „Etwas Schlimmeres als dieser Zufall, daß du eine Dame antriffst, die deiner verstorbenen Frau ähnlich sieht, hätte wahrhaftig jetzt nicht mehr passieren können! Nun wirst du dich wieder ganz gehen lassen, wirst dich an den Wahnideen, von denen du dich nicht befreien willst, vollkommen übersättigen —"

Er lächelte beinahe mitleidig. „Laß die Sache sich nur erst weiter entwickeln," sagte er. „Schilt später, nicht jetzt, schilt, wenn dir der Schleier von den Augen gefallen ist, wie er sich von den meinen längst gelöst hat!"

„Was soll sich denn entwickeln?" frug ich. „Willst du vielleicht der Dame nacheilen und sie mit deiner fixen Idee behelligen?"

„O, durchaus nicht," antwortete er. „Sie kommt schon von selbst!"

Ich mußte wirklich trotz meines Aergers und trotz meiner Verblüfftheit über die ruhige Sicherheit, mit der er all das sagte, lächeln. „Sie kommt?" frug ich.

„Sie kommt zu mir," entgegnete er. „Darüber sei ganz ruhig! Ich empfinde eine lebhafte Neugierde, wie sie es anstellen wird; aber daß sie kommt, dessen kannst du ganz gewiß sein."

„Na, mir ist's recht," antwortete ich. „Vielleicht wird dir diese Enttäuschung die Augen öffnen, falls du es nicht doch endlich einmal vorziehst, mit einem deiner Kollegen über den Fall zu sprechen und zu fragen, was du thun sollst, um dich aus diesem unglücklichen Wahn herauszureißen."

„Du bist heute recht ungnädig mit mir," sagte er freundlich. „Ich verdenke dir es auch nicht. Ich habe dir ja schon oft gesagt, du kannst all das nicht verstehen. Aber" — setzte er dazu und blieb vor einem eleganten Hause stehen — „sei so gut und besuche mich vielleicht

heute in acht, oder sagen wir in vierzehn Tagen. Ich werde dir dann manches Neue und Interessante, das bis dahin geschehen sein wird, mitteilen können, und es soll mich freuen, wenn deine nüchterne Lebensweisheit auch dann noch so scharf und sicher sieht, wie jetzt."

Er reichte mir die Hand.

„Ich habe hier einen Patienten," sagte er. „Adieu! — Ach!" — er fühlte an seine Brusttasche — „dein Weg führt dich an der Expedition des Morgenblattes vorbei?"

Ich bejahte.

„Wolltest du nicht die Güte haben, im Vorübergehen am Schalter dieses Schreiben abzugeben? Es handelt sich um das Inserat."

Ich nickte und steckte den Brief zu mir.

Ich hielt mich absichtlich, so sehr mich die Neugierde brannte, etwas länger von Meinholds Hause fern. Ich wollte ihm Zeit lassen, sich zu beruhigen und von seinen Thorheiten zu jenem besonnenen Wesen zurückzukehren, das ich immer an ihm geschätzt hatte, das ihn sein Beruf und seine Bildung nie, wenigstens nie in diesem Maße hätten verlieren lassen sollen.

So war es fast ein Monat geworden, bis ich eines Nachmittags den Weg nach seiner Wohnung nahm.

Ich legte mir, leise vor mich hinlächelnd, die Miene zurecht, mit der ich sein Geständnis meines Sieges hinnehmen würde. Nicht mit lautem, verletzendem Triumph, aber doch mit jener überlegenen Sicherheit, die nie an dem Erfolg der guten Sache gezweifelt hatte.

Als ich an der Thür von Meinholds Wohnung läutete, öffnete mir zu meinem lebhaften Erstaunen Gretchen, die hübsche Kleine, deren ängstliche Flucht aus dem Haus ich am Abend des Begräbnisses mit angesehen hatte.

Aber meine Verwunderung machte schnell dem Gefühle lebhafter Befriedigung Platz. Aha! Die erste Botin meines Sieges! Also waren all die düsteren Schrecken, die sie verscheucht hatten, aus dem Hause getrieben und sie fand es wieder behaglich genug hier, um zurückzukehren.

„Sie sind wieder da?" sagte ich erfreut. „Das ist brav!"

Sie antwortete nicht, sondern führte mich nach dem Salon. Eine frische, gesunde Luft erfüllte den Raum, der mit seinem freundlichen Meublement und den hellen Gardinen heute einen erquickenden Eindruck auf mich machte. Nur ein Kranz getrockneter Blumen, welcher um das Oelporträt der Toten gewunden war, das über dem Sofa hing, erinnerte an die Verlebte.

Ich fuhr mir plötzlich über die Augen und stand einen Moment ganz verblüfft.

„Oho!" murmelte ich dann entsetzt und doch beinahe dazu aufgelegt, mich selbst auszulachen.

Es ist zu thöricht, welchen Hallucinationen auch der ausgesetzt ist, der sich sonst für halbwegs vernünftig hält; man braucht nur einmal öfter in den wirren Ideengang eines anderen hineingezogen worden zu sein, und in unbewachten Augenblicken, unter dem Einfluß einer dazu angethanen Umgebung narrt einen der Spuk selbst.

Mir war es doch eben gewesen, als sähe ich Meinholds Frau, als sähe ich Elisabeth durch die halbgeöffnete Thür langsam, das Gesicht von mir abgewendet, durch die Stube nebenan gehen, in der sie gestorben war.

„Lieber Freund," sagte ich mir selbst, „nun nimm dich aber in acht! Noch ein einziges Mal eine solche Dummheit, und ich erlaube mir, an dem Intaktsein deiner Verstandeskräfte aufs entschiedenste zu zweifeln!"

Da trat Meinhold vom Korridor herein.

Es kam mir vor, als sehe er bedeutend besser aus wie das letzte Mal. Seine alte Ruhe schien zurückgekehrt und auch auf sein körperliches Befinden angenehm eingewirkt zu haben. Sein Blick zeigte wieder jene klare forschende Ueberlegenheit, die man an ihm als Arzt so sehr schätzte.

Es war mir, als hätte sogar ein ganz leises Lächeln seine Lippen umspielt, als er über die Schwelle getreten war.

„Du hast es ja recht lange verstanden, wegzubleiben," sagte er und schob mir einen bequemen Sessel zurecht. „Ich habe dich viel eher erwartet."

Ich schwieg beinahe etwas verlegen. Ich wollte nicht gleich wieder von der Sache anfangen. Hatte ich doch gerade jetzt in diesem Augenblick eigentlich so gar kein Recht, meinen Triumph in einer Angelegenheit herauszukehren, in der ich mich eben selbst über einer solchen Schwäche ertappte.

„Nun," sagte er nach einer Weile, in der wir beide geschwiegen hatten, „und du fragst gar nicht?"

Ich sah ihn erstaunt an. „Du willst damit doch nicht sagen —" meinte ich verblüfft.

Er hatte sich umgesehen. „Ah, pardon!" sagte er und erhob sich.

Auch ich wendete mich nach der Thür zum Nebenzimmer, und wieder glaubte ich, meinen Augen nicht trauen zu dürfen. Elisabeth, wie sie leibte und lebte, nur nicht in jene schreienden Farben gekleidet, die sie bevorzugt hatte, sondern in einem schlichten grauen Anzug, stand unter der Thür, das kleine Luischen an der Hand.

Ich war aufgesprungen in wortlosem Erstaunen.

Die Dame neigte freundlich das Haupt gegen mich. Ich meinte dabei einen schmerzlichen Zug um ihren Mund wahrzunehmen.

Meinhold hatte sich so gestellt, daß er mir ins Gesicht sehen konnte, ohne von der Eingetretenen beobachtet zu werden. Sein Blick schien mich mit einer gewissen Genugthuung fragen zu wollen: „Nun, was sagst du jetzt?“

„Fräulein Elisabeth v. Bürer,“ stellte er jetzt vor. Er hatte eine eigentümliche Betonung auf den Vornamen gelegt und fügte mit einem sonderbaren Lächeln bei: „Das Fräulein hatte die Güte, sich der Erziehung Luischens und meines ganzen etwas verwahrlosten Hauswesens anzunehmen. Sie ist der gute Engel, der in diesen vier Mauern schaltet und waltet und sie uns wieder wohnlich gemacht hat.“

Es lag eine große Wärme in seinen Worten, so daß die junge Dame errötete und lächelnd hinzufügte: „Der Herr Doktor schlägt mein Verdienst zu hoch an. Ich thue nicht mehr als meine Pflicht.“

Ich wußte im Augenblick nicht recht, was ich aus der Sache machen sollte; nur so viel war mir beim Betrachten der Fremden klar geworden, daß sie mit jener Dame identisch war, der ich zusammen mit Meinhold damals im Stadtpark begegnete. Die reiche Seelengüte, die aus ihrem Blicke sprach, überzeugte mich davon. Wie sie aber ins Haus gekommen, darüber konnte ich mir absolut kein Bild machen.

Geradezu verblüffend war es anzusehen, mit welcher Zärtlichkeit Luischen, das störrische, verzogene, schwer zu behandelnde Geschöpf, an der jungen Dame hing. Während wir ein oberflächliches Gespräch führten, bei dem sich die junge Erzieherin uns gegenüber auf dem Sofa niedergelassen hatte, lehnte das Kind an ihren Knieen und wendete den Blick nicht von ihrem Munde. Hin und wieder legte sie den Kopf schmeichelnd gegen die Schulter ihrer Erzieherin und schlang den Arm um ihren Nacken. „Mama!“ flüsterte sie dabei einmal halblaut, wie eines

Unrechts sich bewußt und doch einem inneren Drange folgend.

Fräulein v. Bürer strich ihr sanft über den hellen goldblonden Scheitel. „Das mußt du nicht sagen, Luischen!" sprach sie mit ernster Freundlichkeit. „Mama ist im Himmel."

Mit einem Anfluge des alten Eigensinns und doch mit einer — ich möchte sagen — hinreißenden kindlichen Liebe entgegnete die Kleine: „Ach nein! Du bist ja die Mama!"

Ich sah rasch zur Seite nach Meinhold. Er war ganz in das Bild versunken und lächelte, ohne auf mich zu achten.

Wir plauderten noch eine kleine Weile. Die junge Dame beteiligte sich unbefangen an dem Gespräch. Ihre Stimme hatte einen tiefen, sympathischen Klang, der nun allerdings gar nicht an Elisabeths hohes Organ, an ihre nervöse, bald weinerlich schmollende, bald zankhaft kreischende Art zu reden, erinnerte. Eine große Bildung, ein reiches Gemüt und ein klarer Verstand schien aus dem zu sprechen, was das Mädchen sagte.

Nach einer Weile erhob sie sich.

Ich bemerkte einen Schatten in der Thüre des Nebenzimmers. Es war die alte Kathi.

Also auch die noch da!

„Die Herren verzeihen!" sagte das Fräulein und bot mir mit ungesuchter Liebenswürdigkeit die Hand. „Die Küche verlangt mich!"

„Ich geh' mit, Mama," rief die Kleine rasch und hing sich an das Mädchen. —

„Nun, was sagst du jetzt?" frug mich Meinhold, dessen Blick den Wegschreitenden mit einem Ausdruck ernster Freudigkeit gefolgt war.

„Ich bin in der That über das Zusammentreffen so vieler Zufälle erstaunt," entgegnete ich.

„Zufälle!“ antwortete er ohne Unmut, aber doch an dem Worte krittelnd. „Noch immer der alte Heide?“

„Ist das die Dame,“ frug ich ausweichend, „welche wir damals trafen?“

„Es ist die Dame,“ entgegnete er, „von der ich dir damals sagte, daß du sie, wenn du wiederkämest, bei mir im Hause finden würdest.“

„Und wie ist sie gekommen? Wie hat sich das so seltsam und rasch gefügt?“ fuhr ich sehr neugierig fort.

„O!“ entgegnete er, mit einer Art von Behaglichkeit das Erlebte noch einmal nachempfindend. „Das hat sie sehr hübsch angestellt. Ich habe dir doch damals einen Brief gegeben, von dem ich dich bat, ihn auf der Expedition —“

„Gewiß, ich entsinne mich noch,“ sagte ich.

„Es handelte sich um ein Inserat,“ erzählte er weiter, „welches ich einrückte, um eine Erzieherin für Luischen zu finden. Es ging ja nicht mehr so fort. In den Händen der alten Kathi wäre sie mir total verwildert. Nun stelle dir vor: am selben Tage noch, an dem die Annonce erschien, trat sie mittags ganz unerwartet bei mir ein — das Fräulein meine ich,“ sagte er mit eigentümlicher Betonung dieses Wortes. „Sie teilte mir mit, daß sie das Inserat gelesen habe, daß sie hierher gekommen sei, um eine Stelle zu suchen, ihre beiden Eltern seien gestorben — was weiß ich, ich achtete eigentlich kaum recht auf ihre Worte, mich interessierte mehr die ganz schlaue Art, wie sie es anstellte. Und nehmen mußte ich sie doch! Sie hat ein Recht, hier zu sein!“

Ich überhörte absichtlich seine Anspielungen. „Und wie bist du mit ihr zufrieden?“ sagte ich.

„O!“ Er stand in froher Erregung auf, trat vor mich hin und faßte mich an beiden Schultern. „Seit sie wieder hier ist, ist alles anders im Haus! Es ist Leben

mit ihr eingezogen, Leben und Frieden! Die Art und Weise, wie ihr sanftes, kluges Wesen jeden entwaffnet und ihr unterordnet, grenzt an das Wunderbare. Die alte Kathi wickelt sie um den Finger. Zudem ist es natürlich ihre Erscheinung, vor der die alte Hexe sich unbedingt beugt. Du sollst sehen, wie sie geworden ist! Es machte mir ein ganz eigenartiges Vergnügen, anfänglich zu beobachten, wie Kathi von Augenblick zu Augenblick ein Losbrechen der früheren heftigen Scenen gegen mich erwartete, wie sie leise in der gewohnten Art gegen mich schürte und hetzte, und wie sie angedonnert stand, als das „Fräulein" ihr einmal — ich hörte das zufällig mit an — den Standpunkt mit einer Ruhe, aber zugleich mit einer Bestimmtheit klar machte, welche jeden Widerspruch ein für allemal abschnitt. „Noch ein Wort gegen den Herrn Doktor," sagte sie, „und ich werde ihn bitten, Sie aus dem Hause zu thun." Scheu und geduckt schlich die Alte weg und seitdem — du möchtest es für ein Märchen halten — seitdem sucht sie sich mit mir zu stellen! Sie fängt an, sich um meine Gunst zu bewerben, sie erweist mir in einer beinahe komischen, halb trotzigen, halb verschämten Art allerhand kleine Liebesdienste, kurzum, der gute Kern an Treue und Dienstergebenheit, der in der Alten ja von jeher steckte, löst sich mehr und mehr aus der rauhen Schale, und ich möchte sie heute schon nicht mehr missen. Natürlich wurde auch Gretchen zurückgeholt. Sie stand baff, als sie wiederkam, und sah, wer hier umherwandelt. Wie sie es nimmt, das weiß ich nicht, ich habe noch nichts von ihr darüber gehört, aber sie arbeitet in dem gewohnten Kreise mit ganzer Seele — kurz und gut, es geht wie ein Hauch der Sühne durch dieses Haus, als sollte alles, was einst schlimm war, nun gutgemacht werden."

Er war an das Fenster getreten und sah hinaus.

Eine seltsame Bewegung hatte aus seiner Stimme gezittert.

„Und wie ein Hauch der Genesung!“ setzte ich mit starker Betonung bei. „Die Gespenster fliehen, Wahrheit und Klarheit zieht wieder ein — so hoffe ich wenigstens.“

Ich trat neben ihn.

„Nicht wahr,“ sagte ich, „nun bist du von deinem Wahn bekehrt, nun, da du wieder in gesunden Verhältnissen lebst, bist du selbst gesund?“

Er sah starr auf die Straße hinunter und entgegnete nichts.

Es war Monate später, ich kam abends häufig zu Meinhold, wo wir in kleinem Kreise — nur zu dreien — ein paar Stunden in wechselnden Gesprächen zubrachten. Diese Unterhaltungsstunden waren ihm mit der Zeit Bedürfnis und ersehnte Erholung geworden, und auch ich freute mich jedesmal auf diese Gelegenheit zur Aussprache über dies und jenes mit dem Freunde und Fräulein v. Bürer, die in allen Fragen Bescheid wußte und ein treffendes klares Urteil besaß, das mich nicht selten in Erstaunen setzte.

Eines Abends war Meinhold, wie das vorkam, für kurze Zeit zu einer schwer kranken Patientin gerufen worden. Das Fräulein hatte, gerade als man ihn holte, das schläfrig gewordene Luischen zu Bette gebracht.

Nun kam sie zu mir in den Salon zurück.

„Ich fürchte,“ sagte sie, während sie an ihrem gewohnten Platze links in der Sofaecke unter dem Bilde der Verstorbenen sich niederließ, „der Herr Doktor wird uns keine guten Nachrichten bringen, wenn er zurückkommt. Die Dame, zu der man ihn rief, kann nach all dem, was er mir erzählt hat, wohl kaum mehr lange

leben. Vielleicht ist diese Nacht ihre letzte, und er tritt bereits an das Lager einer Sterbenden."

„Sie sprechen ja selbst schon wie ein Arzt," sagte ich. „Wie rasch Sie sich ein Urteil auch in seinen Berufsgeschäften gebildet haben!"

Sie schüttelte leise den Kopf. „Das Urteil in solchen Sachen habe ich teuer erkauft," sagte sie mit tiefernster Stimme. „Bedenken Sie: ich war fünfzehn Jahre hindurch die Pflegerin zweier schwer kranker Eltern."

Sie seufzte tief auf.

„Eine harte Jugend!" meinte ich.

Sie nickte. „Es mag wohl nicht allzu viele Menschen geben," sagte sie, „die so viel Entsetzliches in der eigenen Familie erlebt und die Jahre hindurch unter einem Alpdruck geatmet haben, den ich oft nicht mehr ertragen zu können meinte."

Sie schien sich an all das zurück zu erinnern, was sie durchgemacht, und blickte schweigend in das Halbdunkel des Zimmers.

Ich wagte sie nicht in ihren Gedanken zu stören.

Dann begann sie selbst wieder: „Mein Vater," hub sie an, „war ein Mann von einem Ehrgeiz, wie man sich diesen unablässiger, unzufriedener und darum wohl auch verderblicher nicht denken kann. Daran ging er denn auch zu Grunde. Er hatte es in verhältnismäßig jungen Jahren bis zum Major gebracht und hätte im Besitze einer jungen Frau und eines kleinen, aber wohlangelegten Vermögens, gewiß glücklich sein können, wenn sein rastloses Streben, vorwärts zu kommen, nicht gewesen wäre. Damit verbitterte er sich und meiner Mutter das Leben. Er kannte kein ruhiges Familienglück. Wenn er zu Hause redete, sprach er nur von seiner Carriere, von seinen Aussichten. Jeder Tag brachte ihm tausend Hoffnungen, tausend Enttäuschungen. Jedes kleine Lob,

jeder geringe Erfolg erweckte in ihm ein Schwelgen in den unberechenbarsten Träumen künftiger Größe; jeder kleinste Tadel, jedes geringste Mißgeschick ließ ihn wüten und darauf in eine apathische Melancholie verfallen, die den ruhigeren Beobachter erschreckte. Natürlich wurde mit der Zeit auch meine Mutter, eine sehr zarte und nervenschwache Frau, von dem gleichen Fieber ergriffen. Auch sie lebte und webte nur noch in den Plänen der Zukunft. Früher unter ihren Freundinnen wohlgelitten und mit Hingebung an den Gespielinnen ihrer Jugend hängend, verfeindete sie sich allmählich fast mit allen. Der kleinste Vorteil, den einer der anderen Offiziere im Dienste errungen zu haben schien, machte sie zornig, erbitterte sie heftig, so daß man sie allmählich mied und sich von ihr zurückzog. Ebenso erging es meinem Vater. Er war mit der Zeit geradezu gefürchtet geworden bei den Untergebenen und mißliebig bei den Vorgesetzten. Man wußte — ich muß das leider gestehen — daß es ihm an Kameradschaftlichkeit mangelte, daß es für ihn nur noch eines gab: das Emporsteigen auf der Stufenleiter zu den höchsten Stellen! Auf diese Weise war er Oberst geworden, als plötzlich die Katastrophe über ihn hereinbrach. Es war eigentlich ein brutaler Zufall, der ihn niederwarf, und doch möchte ich sagen, es mußte gerade so kommen. Er war an einem schönen Julitage sehr früh fortgeritten. Es handelte sich um die Inspektion eines Bataillons, das ein tüchtiger, insbesondere wissenschaftlich gebildeter Offizier führte, der von der Kriegsakademie zur Truppe abkommandiert worden war, um sich im praktischen Dienste weiter auszubilden. Natürlich war dieser ausgezeichnete und bevorzugte Mann meinem Vater ein Dorn im Auge, und er hatte schon lange vor, ihm bei Gelegenheit einen Dämpfer zu versetzen. Die nervöse Erregung, in welche er sich im Laufe der Jahre

hineingelebt, die Anstrengung der Uebung an dem heißen Tage, die Hitze selbst, der lange unterdrückte und nun plötzlich mit elementarer Heftigkeit in ihm hervorbrechende Zorn riß ihn denn — wie ich mir später erzählen ließ — völlig unvorhergesehen vor der ganzen Truppe zu einem maßlosen Ausfall gegen den Bataillonskommandanten hin, den dieser, ohne mit einer Wimper zu zucken, in strenger Subordination sich für den Augenblick gefallen ließ, noch am selben Tage aber bei dem Generalkommando Beschwerde erhob. In solchen Stunden rächen sich all die kleinen Sünden, die man begangen hat. Die Abneigung, welche mein Vater sich allmählich überall zugezogen, kam nun zum Durchbruch. Man hatte von vornherein kein Vertrauen zu seiner Objektivität und Gerechtigkeit mehr. Zudem fielen die Erhebungen vollständig zu seinen Ungunsten aus. Während der kurzen Wochen, welche die ganze Entwickelung dieser Vorgänge in Anspruch nahm, war das Leben im Hause bei uns geradezu unerträglich. Mein Vater und meine Mutter sprachen kaum ein Wort miteinander. Er ging stumm und gereizt, wütend über sich und über die ganze Welt, von Selbstvorwürfen gepeinigt, von einer nicht zu beschreibenden Unruhe gequält, im Hause umher, und sie lag den halben Tag in Weinkrämpfen und starrte die übrigen Stunden apathisch zum Fenster hinaus in die Oede, in das Leben, das ihr nichts mehr war, wenn das Idol des Ruhmes zusammenbrach, auf das sie beide alles gesetzt hatten.

Und es brach zusammen," fuhr das Fräulein nach einer kleinen Pause fort. „Eines Mittags wurde von einer Ordonnanz ein großes versiegeltes Schreiben bei uns abgegeben. Mit zitternden Händen, die den Bogen Papier kaum mehr zu halten vermochten, öffnete mein Vater das Siegel. Die Neugier trieb meine Mutter aus

ihrem Zimmer. Sie hatte den Soldaten ins Haus treten sehen. So stand sie neben ihrem Mann, wie er den Brief erbrach. Ein Blick — ein stöhnender dumpfer Laut! und er knickte neben ihr zu Boden, wie wenn ihn der Blitz zur Erde geschmettert hätte. Der jähe Zusammenbruch all seiner Hoffnungen nahm ihm geistig und körperlich jeden Halt. Er war von da an ein kranker Mann, der mit halbgelähmtem Leibe sich mühsam umherschleppte, während sein Hirn sich nur noch mit der Schmach beschäftigte, die er erlitten hatte. Das Unglück, welches über ihn hereingebrochen war, verschärfte alle seine Fehler ins maßlose; er sah Feinde rings um sich. Ohne Einsicht für die eigene Schuld erblickte er in seiner Pensionierung bloß ein Zusammenspiel von Neid und Intrigue derjenigen, die es nicht mit ihm aufnehmen konnten und die ihn deshalb nach seiner Meinung aus dem Wege räumten. Seine ganze Thätigkeit bestand nur noch in Querelen. Er schrieb Tag und Nacht an Eingaben und Beschwerden, strengte Prozesse an und wendete sich an alle nur möglichen Instanzen mit dem einzigen Erfolge, daß er natürlich immer wieder zurückgewiesen wurde, und der Ton der Bescheide, die an ihn ergingen, sich allmählich immer mehr verschärfte, was ihn jedoch nur zu weiteren Schritten reizte. Selbst auf mich, die ich doch damals noch ein Kind war, machte sein Gebaren bald den Eindruck, als entspringe es einer anormalen, krankhaft gewordenen Denkweise. Wie es dabei zu Hause zuging, können Sie sich wohl leicht vorstellen. Unser kleines Vermögen schwand infolge der bedeutenden Kosten, die sich mit den Streitigkeiten meines Vaters verbanden, immer mehr dahin. Die Pensionierung hatte ja auch eine bedeutende Einbuße an seinen Einnahmen gebracht. Dazu kam, daß weder er noch meine Mutter sich in die veränderte Lage fügen konnten. Ja, die arme Frau, welcher

kein Boden für ihr ehrgeiziges Streben mehr gegönnt war, verfiel nun auf die unselige Idee, durch Toilettenluxus jenes Ansehen unter ihren Bekannten sich erringen zu wollen, das sie auf andere Weise nicht in dem von ihr erwünschten Maße gewinnen konnte. Darüber kam es nun häufig zu den heftigsten Auftritten zwischen meinen Eltern. Eines schob dem anderen jedes kleine und große Mißgeschick in die Schuhe; ja, sie kamen bald so weit, daß sie sich gegenseitig direkt der Schuld an dem Zusammenbruche bezichtigten. Dabei schritt der leidende Zustand meines Vaters immer mehr fort, und das Nervensystem meiner Mutter zerrüttete sich in einer Weise, daß einsichtige Menschen schon damals voraussahen, was später erfolgte.

Endlich," fuhr Fräulein v. Bürer fort, „hatten sich die Verhältnisse dermaßen zugespitzt, daß meine Eltern nicht mehr in der großen Stadt bleiben konnten. Ihre finanzielle Lage war eine solche geworden, daß sie dem Aufwande für Wohnung, Kleidung und sonstige Ausgaben, wie ihn die Residenz mit sich brachte, nicht mehr gewachsen waren. Nur schwer, aber doch von der Lage der Dinge dazu gedrängt, entschlossen sie sich, auf das Land zu ziehen. Ein Zufall, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn einen glücklichen oder einen verhängnisvollen nennen soll, ließ eine Annonce in ihre Hände geraten, in welcher ein altes Schlößchen in der Nähe einer kleinen Kreisstadt zur Vermietung ausgeschrieben war. Das halbverfallene Gebäude, das auf einer Höhe am Rande eines dunklen Tannenwaldes stand, war seit Jahr und Tag nicht mehr bewohnt gewesen. Die Besitzer, Angehörige einer alten Adelsfamilie, welche in der Residenz lebten, hatten sich um den morschen Bau nie gekümmert, aber dabei doch immer gegen die Wiege ihres Geschlechtes Pietät genug bewahrt, um den alten Steinhaufen nicht

niederreißen zu lassen. Nun war als Majoratsherr ein Mann an die Reihe gekommen, der um so genauer rechnete, je leichter das Geld durch die Finger seines Vorgängers gerollt war. Bei einer gelegentlichen Besichtigung des Schlößchens hatte er den Gedanken gefaßt, den Versuch zu machen, ob nicht etwa durch Vermietung des zwar recht baufälligen Hauses wenigstens eine geringe Rente aus demselben zu erzielen wäre. Und meinem Vater paßte es gerade so. Der düstere alte Bau schien so recht seiner finsteren verbitterten Stimmung zu entsprechen. Dort, weltabgeschieden, durch eine gewisse abergläubische Furcht vor dem Zutritt der Menschen bewahrt, konnte er tagsüber seinem Unglück nachsinnen und über den Plänen der Rache brüten, die ihn noch immer beschäftigten. Es war herzzerreißend mit anzusehen, wie er nachts, mit den Gebilden seiner Phantasie zankend und streitend, durch die verlassenen Räume lief, ganz von seiner fixen Idee erfüllt. Meine Mutter freilich, die an Licht und Glanz und Geselligkeit gewohnt war, klammerte sich mit der ganzen Heftigkeit ihres leidenschaftlich erregten Wesens an die Großstadt. Obwohl sie bei unseren zurückgegangenen Verhältnissen von den Genüssen der Residenz längst nicht mehr viel erfahren, obwohl ihr Verkehr ein immer beschränkterer geworden war, glaubte sie doch, es koste ihr das Leben, den Lärm und Lichterglanz der Großstadt entbehren und in einer Oede leben zu müssen, in der gar nichts von dem war, was für sie zu dem Dasein gehörte. Aber mit einer Gewalt, die keinen Widerspruch duldete, zwang mein unglücklicher Vater das arme, kranke Weib in jene düsteren Mauern, wo sie, ganz abgesehen von all dem anderen, was schon auf ihr lastete, unter dem Einflusse dieser Umgebung allein langsam hätte zu Grunde gehen müssen."

Das Fräulein schwieg einen Augenblick und sah nach

der Thür des Nebenzimmers, in welcher die alte Kathi erschienen war.

„Sie verzeihen," sagte sie und verließ das Zimmer. Nach ein paar Minuten kehrte sie zurück.

„Wenn die Kleine erwacht und nach mir verlangt, muß ich unbedingt kommen, sonst schläft sie nicht wieder ein," erzählte sie lächelnd. „Das ist das einzige, was von dem zähen Eigenwillen ihrer Mutter noch an ihr bemerkbar ist." —

„Was ich da draußen in der Waldeinsamkeit erlebt habe," fuhr sie dann in ihrer Erzählung fort, „das spottet jeder Beschreibung. Wir drei, nur zusammen mit einer alten Söldnerswitwe, die gegen Kost und Wohnung die Dienste einer Magd versah, hausten getrennt von allem Menschlichen in jener Oede, und hatte das Schloß schon früher bei den Bewohnern in der Umgegend wegen allerlei düsterer Sagen, die sich mit seiner Vergangenheit verknüpften, in keinem guten Rufe gestanden, so machte das, was über die Vorgänge in unserer Familie hinausdrang, die Sache nicht besser. Ich kann Ihnen sagen: zu einer Zeit, in welcher sonst in einer Mädchenbrust das ganze Glücksgefühl der Jugend keimt, das Auge sich erschließt für die Schönheiten der Natur, das Herz für die Reichtümer der Bildung, war meine Aufgabe bereits die Pflege zweier noch mehr geistig als körperlich kranker Eltern geworden, und Tag und Nacht mußte es meine Sorge sein, die Ausbrüche ihrer Leidenschaften zu verhindern, zu dämpfen, die Scenen fürchterlichen Aneinandergeratens vorherzusehen, zu vermeiden, oder mit allen Mitteln der Liebe, der List, schließlich der Gewalt zu durchbrechen. Erst wenn sie sich hin und wieder in dem entsetzlichen Kampfe mit sich selbst und untereinander müde gerungen hatten und in einem Schlummer lagen, der für sie keine Erholung, keine Genesung, nur eben eine

Pause ihres Leidens bedeutete, da allein gehörte ich mir, und dann saß ich wohl manchmal in meinem Stübchen, das zwischen den Zimmern beider Eltern lag, und starrte trostlos, ohne Frieden in die friedliche Landschaft hinaus, die vom Mondlicht überflutet so schön zu meinen Füßen lag. Der Zauber der Natur und die Kraft des Wissens, das ich mir in diesen seltenen Augenblicken aus einer kleinen mit in die Verbannung geretteten Bibliothek verschaffte, waren das einzige, was mich aufrecht hielt.

Bei meinen Eltern hatte sich im Laufe der Jahre die furchtbare Idee entwickelt, es trachte eines von ihnen dem anderen nach dem Leben. Ein stetes Belauern jeden Schrittes, jeder Silbe des anderen war die Folge davon. Ich mußte es zu vermeiden suchen, mit Vater oder Mutter auch nur für kurze Zeit allein zu sein, mit ihm oder mit ihr ein Wort zu sprechen, das nicht unter der Kontrolle des zweiten stand, weil ich sonst sofort der Konspiration, des Zusammenwirkens mit dem anderen Teile bezichtigt wurde. So lebte ich ein Dasein, das mir jetzt beim Rückschauen wie eine düstere Sage vorkommt, wie etwas, was man nicht erlebt haben kann, das kaum ein wüster Traum gewesen sein kann. Ich denke mir oft, wie ungerecht die Menschen sind, wenn sie dem und jenem Romandichter die Unwahrscheinlichkeit einer Geschichte vorwerfen, die er geschrieben hat. Was ist unwahrscheinlicher als die Vorgänge des Lebens! Kann es Dinge geben, die unglaublicher klingen als das, was ich in all den vielen Jahren mit angesehen und angehört habe? Es kommt mir das gerade so vor, wie wenn ein Maler eine kühne Naturstimmung auf die Leinwand bringt, und die Superklugen stehen in dichtem Kreise um das Bild her und schreien und zetern: „Was für ein Unsinn! Das giebt es nicht! Diese Farben sind unmöglich!“ Und doch — welche Tinten habe ich gesehen, wenn nach einer

Wetternacht der Sommermorgen über dem fernen Moor heraufstieg, wenn nach einem frostkalten Wintertag der frühe Abend über den Wald herniedersank!

Schließlich ging die schwache Geisteskraft, die mein Vater sich noch erhalten, vollends unter; er vegetierte noch eine Weile fort, dann erlosch sein Lebensflämmchen. Aber er starb nur für mich, nicht auch für meine unglückliche, gemütskranke Mutter. Bei ihr ging es so ähnlich, wie es hier im Hause geschah. Für sie lebte er noch. Wenn sie tagsüber im Bette kauerte, wenn sie bei hereinbrechender Nacht unruhiger wurde und trotz aller Bitten und alles Zuredens in dem alten Bau umherirrte, dann war er bei ihr, dann redete sie mit ihm, dann zankte sie mit ihm, dann stritt sie sich mit ihm wie bisher, dann fühlte sie sich von ihm belauert und belauscht, und sie überlistete und täuschte ihn selber wieder und freute sich mit höhnischem Lachen ihrer Triumphe. Es gehörte wirklich oft der ganze Mut dazu, den ich mir im Laufe der vielen Jahre solchen schrecklichen Vorgängen gegenüber gesammelt hatte, um nicht den Kopf zu verlieren und auf und davon zu rennen.

Aber ich darf sagen," fuhr sie mit müdem Ernst fort, „ich habe treu ausgehalten. Auch ihr gequältes Herz schlug endlich den letzten Schlag. Sie starb in meinen Armen. Nun aber litt es mich nicht länger an der Stätte meiner Leidenszeit. Ich verkaufte das geringe, was wir an Habe besaßen, und brach hierher auf. Und doch — als ich den Schritt auf die Schwelle setzte, als ich zum letztenmal nach dem alten verfallenen Bau zurückblickte, mutete er mich wie eine traute Heimat an, und mir war, als begehe ich ein Unrecht an den Manen meiner Eltern, die Räume zu verlassen, in denen sie gelebt hatten und gestorben waren. Was würde ich erst draußen in der Fremde finden?

Und was habe ich nun gefunden!" sagte sie und nickte mir zu. „Statt des frischen Hauchs gesunden Lebens, nach dem es mich so sehr dürstete, hier — an der Stätte, wohin mich der Zufall, die Sehnsucht zu arbeiten, der Zwang zu verdienen, trieb, wieder den Dunst des Todes, als könnte ich aus dieser Atmosphäre nicht mehr heraus, als seien mir die Gespenster, die ich dort verlassen, wie treue Gesellen hierher gefolgt.

Das heißt, es liegt eine gewisse tragische Ironie darin," meinte sie dann bitter. „Die Rollen sind getauscht. Hier nun bin ich selbst zum Gespenste geworden."

„Aber Fräulein!" bat ich sie.

„Ja — ja!" sagte sie. „Geben Sie es nur zu! Sie wissen es ja so gut wie ich! Es war mir wieder wie ein Traum, wie etwas Unglaubliches, wie etwas, was ich den Menschen außerhalb dieser Wohnung erzählen müßte, damit sie mich laut auslachen und durch dieses Lachen aus dem Traum erwecken würden. Man hielt mich hier, als ich die Schwelle betrat, für die verstorbene Frau des Herrn Doktors. In dem höhnischen Triumph, der aus dem bösen Blick der alten Kathi sprach, in dem jubelnden Zuruf des Kindes, ja in dem neugierigen Beobachten Meinholds selbst sah und las ich es deutlich: für sie alle war ich nicht die, welche ich mich nannte, für sie alle war nur jene wiedergekommen, die sich mit List unter einem fremden Namen wieder hier einführte, um ihr spukhaftes Wesen zu beginnen! Ich bin nicht unter gesunde Menschen gekommen, wo sich meine volle Arbeitskraft frei und lebensfreudig entfalten könnte — ohne daß sie es merken dürfen, muß ich die Pflegerin all dieser Kranken sein, muß ich sie langsam aus dem Wahn, in den sie ein erschütterndes Schicksal hineingerissen, zurückführen in das Leben."

„Und das ist Ihnen auch bereits herrlich gelungen,"

sagte ich mit Wärme. „Es ist ein ganz anderer Zug hier, seit Sie da sind. Die Gespenster haben das Haus verlassen. Die Genesung ist mit Ihnen zurückgekehrt."

Sie sah mich fragend an. „Glauben Sie das?" meinte sie ernst, mit einer gewissen Begierde. „Glauben Sie das wirklich? Glauben Sie, daß es mir gelingen wird, ihn davon zu überzeugen, daß ich nichts anderes bin als ein junges Ding, das nach einem gesunden Wirkungskreise lechzt, das nach den Schrecken einer verlorenen Jugend nun auch einmal am Leben bauen, etwas fördern möchte, nicht immer nur bestrebt sein muß, mit dem Tod um die Beute zu ringen, die seine Knochenhände enger und enger umklammern!"

„Ich weiß noch nicht, was er denkt!" entgegnete ich. „Aber davon bin ich überzeugt, daß er an Ihren guten Willen glaubt, daß er bereits eingesehen hat, Sie seien nicht von der krankhaften, zerstörenden Bosheit der Verstorbenen beherrscht, sondern von dem gütigen Willen, ihn und sein Kind dem Leben wieder zu geben!"

„Glauben Sie das wirklich?" wiederholte sie und ihre Augen strahlten. „O, dann würde ich hier gerne noch vieles ertragen, dann würde ich mich gerne Tag und Nacht mühen und nicht eher ruhen, bis mir das Werk gelungen wäre!"

„Thun Sie das, Fräulein!" sagte ich mit Wärme und reichte ihr die Hand.

Mit einem heiteren mutigen Lächeln gab sie mir die schmale weiße Hand über den Tisch herüber.

In diesem Moment kam Meinhold.

Er war mit raschen Schritten über den Korridor gegangen, als sehne er sich, wieder in diesen trauten Kreis, unter den heimatlichen Schein der Lampe zu treten.

Nun stand er einen Augenblick schweigend, wie verblüfft in der Thür.

„Guten Abend!“ sagte er dann mit einem seltsamen, gepreßten Tone.

Wir rechneten das den Erlebnissen zu, von denen er kam.

„Es geht nicht besser bei deiner Kranken?“ frug ich.

„Es geht ihr sehr gut,“ antwortete er ernst. „Es ist vorbei mit ihr. Ich habe ihr nur noch die letzten Minuten erleichtern können. Es war wohl am besten so für sie. Es wäre wohl am besten so überhaupt.“

Einige Tage später begegneten wir uns zufällig am Postgebäude. Es fiel mir auf, welch finsteres Gesicht er machte, als er mich sah.

„Warum bist du denn so mißgelaunt?“ frug ich ihn. „Warst doch in letzter Zeit immer bei guter Stimmung.“

Er ging eine Weile schweigend neben mir her.

Wir waren aus dem Wagengerassel und dem Lärm der Menge heraus in eine stille lange Seitengasse gekommen.

Dort blieb er stehen. „Du könntest es eigentlich erraten,“ sagte er. „Das heißt,“ verbesserte er sich und zog die Stirne in Falten, „du kannst es nicht erraten.“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ erwiderte ich erstaunt.

„Dann ist's wohl auch am klügsten, ich sage dir's nicht,“ wollte er abbrechen. „Du würdest mich ja auch höchstens auslachen — auslachen so recht aus dem Glücksgefühl heraus, in dem du jetzt jedenfalls schwelgst. Mich wundert's nur, daß du seitdem nicht mehr gekommen bist.“

Es begann in mir aufzudämmern; aber noch verstand ich ihn nicht ganz. „Ich weiß nicht,“ sagte ich, „wo du hinaus willst. Rede doch deutlich! Es sind mir Rätsel, was du da sprichst.“

Er lachte zornig. „Du wirst doch nicht leugnen kön-

nen," sagte er heftig, hielt dann aber an sich und streckte mir die Hand hin. „Na, jedenfalls gratuliere ich dir von ganzem Herzen. Ich gönne dir das Glück, wie ich es ihr gönne — ich will sagen, wenn ich ganz ehrlich bin, ich gönne es dir eigentlich nicht, ich beneide dich darum; aber für mich wäre es ja doch nicht erreichbar gewesen; ich bin ein kranker Mann, ein Narr, ein moroser Bursche —"

Er stockte mitten im vollen Reden. Offenbar erwartete er, daß ich jetzt etwas darauf erwidern würde. Aber ich hielt noch an mich. Ich wollte erst wissen, wie er zu der merkwürdigen Vermutung kam.

Er schien aber immer noch eine leise Hoffnung zu haben, an die er sich klammerte. Zum mindesten wollte er sich damit quälen, seinen Verdacht von mir bestätigt zu hören, Gewißheit über das zu erlangen, was er fürchtete.

„Du wirst doch nicht bestreiten wollen und können," brach er jetzt gerade heraus, „daß ich euch neulich bei einer Aussprache überrascht habe, die sich nur auf eines bezogen haben kann — nun ja, auf eines eben, worüber man spricht, wenn einem die Augen so glänzen, wenn einem die warme Röte des Gefühls so auf den Wangen liegt, wenn sich die Hände mit so innigem Drucke finden, wie das bei euch in dem Moment der Fall gewesen ist, als ich ins Zimmer trat! Ich bedaure, es war recht unvorsichtig, recht einfältig von mir; aber ich ahnte ja nicht —"

Er sagte das letztere in einem düsteren, verzweifelten Tone.

Ich mußte lächeln.

Das schien ihn völlig zu erbosen. „Ja, ja," polterte er, „lach nur, lach nur zu! Du hast ja ganz recht, wenn du lachst! Ich habe es vorhin schon gesagt, so aus der Glückslaube heraus, in der man warm und

behaglich sitzt, muß es einen komischen Anblick gewähren, den überall zu spät Gekommenen, den Pechvogel draußen mit verblüfftem, verdrossenem Gesichte stehen zu sehen!"

Ich weiß nicht, warum es mir ein Vergnügen machte, ihn noch eine Weile zu quälen. „Es ist richtig," sagte ich ruhig, „du hast uns wirklich gerade in dem Augenblick überrascht, in dem wir ein Schutz- und Trutzbündnis miteinander schlossen und durch den von dir so genau beobachteten, allerdings — wie ich nicht leugne — ziemlich warmen Händedruck besiegelten."

„Nun ja! Also in Gottesnamen! Endlich ist es heraus!" rief er zornig. „Ich gratuliere — wie gesagt, ich gratuliere! Du hättest auf keinen Fall eine bessere Wahl treffen können, und sie wird ja auch sehr gut fahren mit dir!"

„Mit mir?" that ich jetzt erstaunt.

Er sah mich giftig an. „Was soll denn immer noch das Versteckenspielen? Ihr habt euch da doch miteinander versprochen!"

Jetzt schüttelte ich den Kopf. „Nein, Meinhold," sagte ich ruhig, „dein Verdacht ist ein ungerechtfertigter. Versprochen haben wir uns ja allerdings, aber nicht ein Verlöbnis war dieses Versprechen, es war nur die gegenseitige Zusage, zusammenzuwirken, um dich auf den rechten Pfad zu bringen, um dich ganz gesund und glücklich zu machen."

„Ihr — mich?" Er sah mich mißtrauisch an.

„Gewiß! Glaub's nur ganz sicher," entgegnete ich. „Das Fräulein hat mir ihre Lebensschicksale erzählt. Viel Ernstes und Trübes war es, was bisher über sie gekommen, und es hat sie darum anfänglich schwer getroffen, daß sie nun auch in deinem Hause wieder unter so seltsamen Umständen eintreten mußte, die ihr nicht entgangen sind."

„Nicht entgangen?“ murmelte er verlegen und klopfte mit dem Stock nervös auf das Pflaster. „Was sie von mir denken muß,“ setzte er gepreßten Tones bei.

„Sie hat dulden und mild urteilen gelernt,“ entgegnete ich. „Sie denkt von dir das beste, was sich überhaupt denken läßt. Sie ist mit mir der Ansicht, daß du ein kranker Mann seiest, daß du es wenigstens gewesen seiest bisher, und sie hat den ernsten Vorsatz, dich der Genesung entgegenzuführen. Und in diesem Vorsatz, der ja auch mein eigener ist, haben wir uns die Hände gereicht, als du uns überraschtest.“

„Und das ist wirklich wahr? Das ist wirklich so, wie du sagst?“ sprudelte er erregt heraus. „Du täuschest mich in diesem Augenblick wahrhaftig nicht?“

„Nein, Meinhold,“ sagte ich und fügte mit Wärme bei: „Ebensowenig, als ich dich täuschen will, wenn ich dir sage: thu auch du das, was du vorhast! Du darfst es thun.“

„Was meinst du damit?“

„Nun, du liebst sie doch,“ fuhr ich dringend fort, „und alles in dir verlangt nach einem glücklichen Leben, nach dem Wiederaufbau dessen, was ein ungünstiges Geschick dir zerstört hat. Und sie liebt dich wieder — ja, ja, wehre dich nur nicht so heftig dagegen, etwas zu glauben, was du doch so gerne glauben möchtest! Ich habe die Gewißheit darüber aus vielfachen Beobachtungen geschöpft, nicht zum mindesten aus dem Gespräch neulich.“

Er blickte eine Weile starr vor sich hin. Dann sah er mir ins Gesicht mit einem glückstrahlenden Lachen, das sich nicht verbergen ließ. „Mensch!“ sagte er, „ich kann nicht annehmen, daß du so grausam sein würdest, mir da Dinge vorzureden, die du nicht glaubst. Du hast ja einen scharfen Blick, das hat sich in der letzten Zeit so oft gezeigt — und du meinst also wirklich

— und du — aber was soll ich denn thun, was rätst du mir denn?"

Es war, als dränge alles in ihm vorwärts, und als vermöchte er doch nicht vom Fleck zu kommen.

„Was du thun sollst?" antwortete ich. „Geh jetzt heim und sprich ganz offen mit ihr. Ihr ganzes Wesen ist voll Offenheit und Wahrheit."

„Wenn sie aber —"

Ich hatte einen Droschkenführer angerufen, der eben mit seinem Wagen vorbeikam. „Steig ein!" drängte ich. „Befreie dich von deinem Zweifel! Rede dir die Ungewißheit von der Seele herunter."

Hastig kletterte er in den Wagen. „Ja, aber —" murmelte er noch einmal besorgt, während er mir die Hand reichte.

Ich wehrte seine Bedenken ab. „Nur Mut!" sagte ich. „Und viel Glück!"

Der Wagen rollte fort. — —

Am Abend brachte mir ein Dienstmann einen kurzen, offenbar in aller Eile hingeworfenen Brief von Meinhold. „Bester Freund!" schrieb er. „Du bist doch der einzige Prachtkerl, den die Welt birgt! Was Du gesagt hast, ist eingetroffen. Sie will mir gehören. Aber eine harte Bedingung ist's, die sie damit verknüpft. Ich soll etliche Monate fort, allein in die Welt hinaus, nach dem Süden, um ganz gesund zu werden! Dann aber, dann — — — na, lebewohl, ich kann jetzt wirklich nicht mehr schreiben, lebe wohl, nimm mir's nicht übel, daß ich nicht mehr persönlich bei Dir vorspreche, und sieh Dich hie und da nach ihr um. Herzlichen Dank und besten Gruß!"

Ich kann wohl über die nächsten Monate weggehen, die manchen freundlichen Brief von ihm brachten, aus dem eine immer heller werdende Lebensanschauung, ein

immer mehr genesender, mutvollerer Geist sprach, zugleich aber auch eine stets wachsende Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Glück, das sie ihm bringen sollte.

Endlich kam er selbst, und nun hatten sie natürlich sehr bald Hochzeit. Eine ganz intime, behagliche Feier in ihren vier Wänden schloß sich daran.

Es war Abend geworden. Die junge Frau nahm sich in der Küche der Bowle an, die nun noch getrunken werden sollte. Ich stand mit ihm im Sterbezimmer seiner ersten Gattin am Fenster.

„Nun," sagte ich und blickte in sein ruhiges, glückliches Gesicht, „bist du jetzt ganz genesen, bist du jetzt ganz von deinem Wahn zurückgekommen?"

Er sah mir lächelnd mit einem vollen Blick ins Auge. „Laß mir den einen frommen Aberglauben," sagte er, „zu denken, sie sei doch wiedergekehrt, geläutert, versöhnt, um all das gut zu machen, was sie damals — die Aermste — aus ihrer Natur, aus ihrem Leiden heraus sündigen mußte."

Vielleicht kommen wir in diesem Sinne alle zurück!





Unterseeboote.

Marinetechnische Skizze von Otto Häussler.

❦

Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Alle Großmächte wetteifern gegenwärtig in möglichst schnellem Ausbau ihrer Kriegsmarine. Mit ungeheuren Kosten werden Schlachtschiffe und Panzerkreuzer gebaut und ausgerüstet, denn die Ueberzeugung hat sich Bahn gebrochen, daß ein Volk, das es versäumt, sich zur See stark zu machen, bei den in der Zukunft unausbleiblichen Kämpfen um die besten Märkte in fremden Landen unterliegen und an Macht und Reichtum sinken muß.

Eine große Flotte ist jedoch auf alle Fälle ein äußerst kostspieliges Angriffs- und Verteidigungsmittel, und man versuchte daher schon vor längerer Zeit, wenigstens die Küstenverteidigung durch Erfindung billigerer Kriegsmaschinen, als es Schlachtschiffe und Panzerkreuzer sind, wirksam durchzuführen. Das Torpedoboot schien dafür das geeignete Werkzeug zu sein, doch hat es den darauf gesetzten Erwartungen nicht völlig entsprochen. Es hat mannigfache Fehler, unter denen der schlimmste seine überaus leichte Verletzlichkeit ist. Da es nun, um seinen Torpedo wirksam abschießen zu können, dicht an das

feindliche Panzerschiff heran muß, so kann man es von dort aus während seiner Annäherung leicht mit einem Hagel von Geschossen aus den Schnellfeuerkanonen und Maschinengewehren überschütten, von denen wenige Treffer hinreichen, um das Torpedoboot zum Sinken zu bringen.



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers (Morton Trust Co., Trustee.)

Das französische Unterseeboot „Gymnote" bei einer Probefahrt im Hafen von Toulon.

Und auch bei Nacht, wo die Angriffe der Torpedoboote noch am meisten Aussicht auf Erfolg haben, werden die elektrischen Scheinwerfer und die schnellen Torpedobootzerstörer einen solchen in den meisten Fällen zu vereiteln wissen.

Ja, wenn man, wie Jules Verne in einem seiner gelesensten Romane uns phantastisch darstellt, ein Unterseeboot bauen könnte, das tief unter der Oberfläche des Wassers sich unsichtbar und unhörbar an den Feind heran-

schleicht und seinen furchtbaren Torpedo abschießt, ohne daß irgend jemand auf dem bedrohten Panzerkoloß eine Ahnung davon hätte!

Diese Idee hat seit ihrem ersten Auftauchen im Jahre 1787, wo der Amerikaner Bushnell während des Unab-



Das Unterseeboot „Gustave Zédé“ im Kampf mit dem Panzerschiff „Magenta“ im Hafen von Toulon.

hängigkeitskrieges ein allerdings unbrauchbares Taucherboot konstruierte, die Marinetechniker lebhaft beschäftigt. Aber seit auch Fulton im Anfang des 19. Jahrhunderts mit seinem „Nautilus“, und 1848 der deutsche Ingenieur Bauer mit seinem Unterseeboot so üble Erfahrungen machte, gab man den Gedanken als praktisch undurchführbar auf, ohne daß er darum aufgehört hätte, fernerhin die Köpfe zu beschäftigen.

Inzwischen machte die Technik ungeahnte, wahrhaft

märchenhafte Fortschritte. Nichts schien ihr mehr unerreichbar, keine Schwierigkeit unübersteigbar, kein Problem unlösbar. Die eingangs erwähnten, auf Ausbreitung



From Harper's Magazine —Copyright, 1900, by Harper & Brothers (Morton Trust Co., Trustee.)

Der Kommandoturm des amerikanischen Hollandbootes über Wasser.

der Handelsherrschaft und Seegewalt gerichteten Bestrebungen, wozu die modernen Industrieverhältnisse gebieterisch drängen, kamen dazu, um den Entschluß zu zeitigen, die inzwischen neu aufgetauchten Ideen und Pläne praktischen Versuchen zu unterziehen. Man nahm

den Bau von Unterseebooten wieder in Angriff, die Sache kam wieder in Fluß.

Am entschiedensten gingen diesmal Amerika und Frankreich vor. Das amerikanische Marinedepartement eröffnete im Jahre 1889 einen Wettbewerb für Taucherboote. Die Fahrzeuge sollten 150 Fuß tief tauchen, über Wasser 15, halb versenkt 12, ganz unter Wasser 8 Seemeilen in der Stunde laufen, und 30 Stunden lang ohne Unterbrechung und Ersatz der motorischen Kraft im Dienst bleiben können. Unter den zahlreich eingesandten Modellen wurde nur eines, das des Ingenieurs John P. Holland, von der Kommission als brauchbar empfohlen und angenommen. Man erbaute auch ein solches Unterseeboot, nach seinem Konstrukteur „Hollandboot" genannt, und die Versuche fielen angeblich befriedigend aus, aber dann wurde es stille davon und es schien, als sei das amerikanische Projekt abermals ein Fehlschlag gewesen. Dies war jedoch ein Irrtum. Man experimentierte mit dem Hollandboot in Amerika unermüdlich weiter. Mit welchem Erfolge werden wir später sehen.

Inzwischen waren die leitenden französischen Marinekreise in der gleichen Richtung äußerst rührig gewesen und hatten vorzügliche Ergebnisse mit dem Unterseeboot „Gymnote" erzielt, dessen Konstrukteur, der Ingenieur Gustave Zédé war. Das Schiff, 18,50 Meter lang, 1,80 Meter breit und durch Elektrizität bewegt, tauchte sehr gut unter und bewegte sich auch unter Wasser mit Sicherheit, wie die Versuche im Hafen von Toulon ergaben. Aber da es nur 2 Seemeilen in der Stunde lief, war es für Kriegszwecke unbrauchbar, falls es nicht gelang, ihm eine größere Geschwindigkeit zu geben.

Man erbaute nun nach dem Muster des „Gymnote" ein größeres Unterseeboot, das nach seinem Erfinder den Namen „Gustave Zédé" erhielt und die Erwartungen, die



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers (Morton Trust Co., Trustee.)

Bei den Luft- und Wasserbehältern des Hollandbootes.

man darauf setzte, glänzend erfüllte. Bei den Versuchen im Hafen von Toulon ging der „Gustave Zédé" unter Wasser bis auf 200 Meter an das Panzerschiff „Magenta" heran, tauchte dann plötzlich auf und nahm sein Ziel für

den Abschuß eines Torpedos. Dieser Torpedo traf die „Magenta“ in der Mitte unter der Wasserlinie und hätte sie im Ernstfalle vermutlich kampfunfähig gemacht, wohl gar zum Sinken gebracht. Nach Absendung des Geschosses tauchte der „Gustave Zédé“ wieder unter, fuhr unter der „Magenta“ durch und kam 100 Meter jenseits derselben wieder an die Oberfläche.

Unter Wasser ist es sehr schwierig, selbst auf kurze Entfernungen schon unmöglich, das Ziel zu sehen. Die französischen Unterseeboote haben daher einen Spiegelapparat, der ein wenig über die Wasseroberfläche emporragt und dem Führer des Bootes die Lage des feindlichen Schiffes zeigt. Die Triebkraft des „Gustave Zédé“ ist, wie die des „Gymnote“, Elektrizität, die aber den Nachteil hat, daß sie nur für kurze Zeit ausreicht, daher der Wirkungsbereich des Bootes naturgemäß nur klein sein, sich nur auf den Küstenbezirk beschränken kann.

Diesem Uebelstande abzuhelfen, konstruierte man mit Zugrundelegung des Planes des „Gustave Zédé“ ein anderes Unterseeboot, den „Narval“. Dieser fährt an der Oberfläche mittels Dampfkraft und nur unter Wasser mittels der Elektrizität. Die Dampfmaschine treibt nicht nur die Schiffsschraube, sondern auch einen Dynamo, der sekundäre Batterien ladet, deren Kraft dann bei der Fahrt unter Wasser benutzt wird. Wenn das Boot untertaucht, wird die Dampfmaschine abgestellt, der Schornstein umgelegt und wasserdicht verschlossen. Der „Narval“ führt genug Kohlen, um 252 Seemeilen in 24 Stunden zurücklegen zu können. Beim Fahren unter Wasser macht er 8 Meilen in der Stunde. Sein Wirkungskreis ist also schon beträchtlich.

Noch bedeutender sind die Leistungen des neuesten Typs französischer Unterseeboote, des „Morse“, mit dem man im Januar 1901 in Anwesenheit des französischen Kriegs-



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers (Morton Trust Co., Trustee.)

Der Maschinenraum des Hollandbootes.

ministers de Lanessan im Hafen von Cherbourg Probefahrten veranstaltete.

Der „Morse" hat eine Wasserverdrängung von 146 Tonnen und gleicht bei 36 Metern Länge und 2,70 Metern Maximaldurchmesser einer gerundeten Spindel. Vorn am Bug ist ein Torpedorohr angebracht, am hinteren Ende befindet sich der Motor, und zwischen beiden Apparaten läuft ein langer Gang, an dessen Seiten in doppelter Reihe übereinander die Akkumulatoren stehen. Nur im Zentrum unter dem runden Kommandohäuschen des befehligenden Offiziers ist zwischen den Akkumulatoren der benötigte Raum für die Steuer- und Ausschauapparate ausgespart. Das Fahrzeug ist bis auf zwei in der Decke befindliche Einsteiglöcher, die sich von innen aus hermetisch schließen lassen, absolut wasserdicht gebaut. Die eine der beiden Oeffnungen befindet sich in der Decke des Kommandopavillons, der ein wenig über der Mitte des Bootes hervorragt, die andere, für die Mannschaft bestimmt, mündet hinten auf dem Verdeck unter einer das Ein- und Aussteigen erleichternden, mit Brustwehr umgebenen, aber auf niedrigen Pfeilern freistehenden Plattform. Der Kommandopavillon empfängt sein Licht durch ein oben und zwei seitwärts angebrachte Kajütenfenster. Solange das Boot an der Oberfläche verbleiben soll, lenkt es der befehligende Offizier von diesem Pavillon aus; sobald es untertaucht, nimmt der Offizier seinen Platz unten bei der Maschinerie, zu der eine eiserne Leiter aus dem Pavillon hinabführt. Im Inneren ist der „Morse" durch elektrisches Licht erhellt, aber von den Vorgängen und den Gegenständen draußen, sowohl in der umgebenden Tiefe, wie oben auf der See, würde die Mannschaft nichts mehr wahrnehmen, und das Schiff müßte wie ein Blinder umhertappen, wenn es nicht in dem „Periskop" ein bewegliches Auge besäße, das beständig an der Oberfläche

nachschwimmt und durch sinnreich kombinierte Spiegelung dem Kapitän alles zeigt, was in der Luft und auf dem



Acht Fuss unter Wasser.

Wasser sichtbar wird. Die Konstruktion dieses optischen Hilfsapparates wird seitens der französischen Behörden

als wichtiges Geheimnis behandelt. — Das Untertauchen des „Morse“, erfordert nicht ganz zwei Minuten. Es wird durch Einlassen von Seewasser in die vorher mit komprimierter Luft gefüllten Becken bewirkt, welche, drei an der Zahl, im Inneren an der Decke verteilt sind, eines vorne, eines in der Mitte und eines hinten. Sämtliche vorliegenden Berichte konstatieren, daß das Fahrzeug auch bei sehr starkem Seegang ruhig und geräuschlos durch die Wogen gleitet. Unter Wasser soll man überhaupt gar keine Bewegungen mehr spüren. Um wieder aufzutauchen, wird das als Ballast aufgenommene Wasser abermals durch Luftdruck entfernt. Uebrigens besitzt das Fahrzeug für den Notfall eine Vorrichtung, welche ihm das Auftauchen auch dann ermöglichen würde, wenn das Manöver der Ballastaustreibung aus irgend welcher Ursache mißlingen sollte. Alsdann genügt der Druck auf eine Feder, um die unterhalb des Kiels angebrachten Sicherheitsgewichte — gewaltige Bleiklumpen — auszuhaken und abzuschütteln, worauf der „Morse“ auch mit völlig gefüllten Wasserbunkern wieder an die Oberfläche zurückschnellen müßte.

Man hält jetzt in Frankreich das schwierige Problem der Konstruktion von kriegsbrauchbaren Unterseebooten für gelöst und beabsichtigt, bis zum Jahre 1906 nicht weniger als 44 derselben in Dienst zu stellen. Bereits fängt man in englischen Marinekreisen an, darüber in Unruhe zu geraten, und auch dort werden im geheimen eifrige Versuche gemacht, die jedoch bisher noch kein greifbares Ergebnis gehabt haben.

Aber nicht genug mit den in Frankreich errungenen, auf jeden Fall höchst bedeutenden Erfolgen. Jetzt kommt die Nachricht aus Amerika, daß der Erfinder John P. Holland, dessen Unterseeboot wir bereits erwähnten, nach langen unausgesetzten Bemühungen am Ziel seiner kühnsten



From Harper's Magazine.

Im Torpedoraum des Hollandbootes. Fertig zum Abfeuern.

Träume angelangt und allen Ernstes willens ist, die phantastische Erzählung Jules Vernes zur Wirklichkeit zu machen, indem er mit seinem Unterseeboot, das gegenwärtig in Elisabethport im Staate New Jersey ausgerüstet wird, von Nordamerika nach Europa fährt.

Ob dieses verwegene Unternehmen gelingt, ist eine Frage, die sich nicht im voraus entscheiden läßt, deren Entscheidung aber nahe bevorsteht. Nach dem Plane soll das Hollandboot — es ist das siebente seiner Art — zuerst nach den Bermudainseln und von dort nach Fayal und Lissabon fahren, zusammen eine Strecke von 3496 Seemeilen. Diese Reise soll beweisen, daß das unterseeische Hollandboot auch weit entfernt von seiner Operationsbasis verwendet, daß es als Angriffswaffe gegen ein Land an der anderen Seite des Meeres dienen kann, daß es die furchtbarste Waffe im Seekrieg ist, die bisher erfunden wurde.

Der Körper dieses Hollandbootes ist in Fischform gebaut, hat eine Länge von 15,24 Metern und im Hauptspant eine Breite von 3,05 Metern. Auf seinem Rücken trägt das Schiff einen für den Ausguck bestimmten Kuppelbau, den Kommandoturm, der beim Untertauchen des Bootes eingezogen werden kann. Durch diesen erhält das Boot während der Fahrt an der Oberfläche die nötige Luft, während für die Fahrt unter Wasser die erforderliche Menge in komprimiertem Zustande mitgeführt werden muß. Die Tauchbewegungen werden mit Hilfe eines Tiefensteuers und einiger Trimmtanks bewerkstelligt, die je nach Bedarf mit Wasser gefüllt oder unter Anwendung von komprimierter Luft entleert werden können. Der Antrieb erfolgt, solange das Boot an der Oberfläche verbleibt, durch eine Gasmaschine, sobald es dagegen untertaucht, durch eine von einer Akkumulatorenbatterie gespeiste Dynamomaschine. An der Oberfläche soll das Boot 15 Knoten,



Ein Panzerschiff unter dem Feuer des Hollandbootes.

unter Wasser 8 Knoten Geschwindigkeit haben. Die Armierung des Fahrzeuges besteht aus einem Torpedo-Lancierapparat am Bug und je einer in der Kielrichtung mit 45 Grad Elevation eingebauten Dynamokanone an Bug und Heck. Das Kochen für die aus 8 Köpfen bestehende Mannschaft geschieht mittels Elektrizität. Die Geräte sind Muster von Vollkommenheit und Festigkeit. Auch Beleuchtung und Heizung liefert die Elektrizität, und es ist ausgiebig für Ventilationsanlagen gesorgt. Eine automatische Einrichtung ist getroffen, damit die Luft im Schiff ausströmt und durch einen ständigen Vorrat aus den Behältern für komprimierte Luft, die stets gefüllt und unter hohem Druck gehalten werden, erneut wird. Dadurch soll die Schwüle, wie sie sonst in der Luft der unterseeischen Fahrzeuge zu finden ist, vermieden werden. Das Hollandboot Nr. 7 kann beim Steigen in drei Sekunden fast eine Tonne Wasser aus den Ballastbehältern auswerfen, so daß das Türmchen zur Beobachtung des Feindes aus dem Wasser hervorragt. Fast in demselben Augenblick füllt sich der Wasserbehälter von außen, so daß das Fahrzeug mit unglaublicher Geschwindigkeit erscheint und verschwindet, ohne daß der Feind Zeit zum Feuern hat. Das Schiff wird vor seiner Ausreise noch feierlich getauft werden. Es wird wahrscheinlich zu Ehren des Mannes, der das erste unterseeische Fahrzeug in Amerika ausarbeitete, „Bushnell“ genannt werden.

Der Angriff dieses Hollandbootes auf ein feindliches Panzerschiff würde sich, vorausgesetzt, daß die Tiefenverhältnisse ein Durchfahren unter dem Kiel des Angriffsobjektes gestatten, etwa folgendermaßen abspielen. Das Boot wird sich dem Gegner soweit nähern, bis dessen Feuer Aussicht auf Erfolg erhält. Alsdann wird es darauf bedacht sein, die dem Feinde dargebotene Zielfläche zu verringern, also soweit eintauchen, daß nur wenig mehr



als die Spitze des Kommandoturmes aus dem Wasser hervorsteht. So hofft man, wird es sich, wenn es nicht durch Torpedozerstörer zum vollständigen Untertauchen gezwungen wird, dem Feinde bis auf 1400 Meter nähern können, in welcher Entfernung es den Feind mit Dynamitbomben aus seinem Buggeschütz beschießen kann. Sobald die Geschosse des Feindes gefährlich zu werden drohen, wird das Fahrzeug vollkommen untertauchen, und zwar bis zu einer ungefähren Tiefe von 10 Metern unter Meeresspiegel. Um sich über die Lage des Feindes zu orientieren, wird das Boot noch einmal auftauchen müssen; sobald man sich dem Feinde bis auf ungefähr 250 Meter genähert hat, wird das Fahrzeug auftauchen, den Bugtorpedo abschießen und sein Buggeschütz abfeuern, dann wird es sofort untertauchen, unter dem Feind durchpassieren, jenseits desselben wieder auftauchen und den letzten Schuß aus dem Heckgeschütz abgeben, wonach es untertaucht und sich zu einem neuen Angriff zurückzieht.

Hält dieses amerikanische Unterseeboot alles, was man von ihm erwartet, hat es wirklich jene Vorzüge, die man ihm nachrühmt, so stehen wir allerdings vor einer ungeheuren Umwälzung im modernen Kriegsschiffbau, und der Wert des vorhandenen Flottenmaterials ist auf einen Schlag wieder völlig in Frage gestellt. Was nützen Panzerkolosse, wenn ein unter Wasser daherschleichender, unsichtbarer und unangreifbarer Feind sich ihnen bis auf sichere Schußentfernung nähern, wenn er den verderbenbringenden Torpedo auf die verwundbarsten, ungepanzerten Stellen des Schlachtschiffes abfeuern und ihm ein Leck beibringen kann, an dem es notwendigerweise zu Grunde gehen muß?

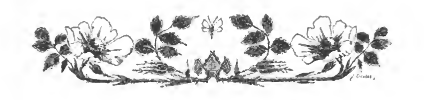
Diese bange Frage wird sich jedermann aufdrängen. Aber die Sache ist im Grunde nicht so schlimm, als sie scheint. Wir haben die Vorzüge der französischen und amerikanischen Unterseeboote geschildert nach den Berichten,

wie sie uns von dorther vorliegen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Hauptsache daran der Wahrheit entspricht, obwohl etwas Uebertreibung mit unterlaufen wird; aber was nicht mitberichtet, sondern wohlweislich verschwiegen wurde, das sind die Fehler und Mängel, die bisher jedem Unterseeboot anhängen, und die Schwierigkeit ihrer Manöverierung unter Wasser. Die deutschen Marinekreise, die ebenfalls Versuche mit Unterseebooten in Kiel angestellt haben, verhalten sich ihrer Brauchbarkeit im Kriegsfalle gegenüber noch ziemlich skeptisch. Man weist darauf hin, daß Unterseeboote trotz aller Hilfsmittel eine sehr geringe Stabilität besitzen; daß ihre Handhabung äußerst gefährlich, ihr Wirkungsbereich gegenüber dem der Panzerschiffe sehr beschränkt und ihr Gesichtskreis unter Wasser sehr klein ist. Der Spiegelapparat nämlich zeigt wohl alle über der Wasserlinie befindlichen Objekte, aber nicht, was sich unter Wasser befindet. Unter Wasser kann man höchstens 7 bis 8 Meter weit sehen. Die Gefahr also, auf Grund oder Felsen oder Sand- und Schlammbänke zu stoßen und sich dort festzurennen, ist bedeutend. Dazu kommt die geringe Geschwindigkeit, höchstens 8 Seemeilen in der Stunde, wodurch die viel schnelleren Panzer meist in der Lage sein werden, ihren unterirdischen Feinden auszuweichen, während die 30 Meilen laufenden Torpedobootzerstörer dem Unterseeboot, sobald es auftaucht — und das muß es stets nach verhältnismäßig kurzer Zeit — verderblich werden können.

Ehe also die Unterseeboote ihren Wert nicht im Ernstfalle bewiesen haben, wird man berechtigt sein, trotz aller gelungenen Versuche im Frieden, die Sache mit nüchternem und ruhigem Auge zu betrachten und sich nicht alarmieren zu lassen. Sollte allerdings die Fahrt des Hollandbootes über den Ozean gelingen, so ständen wir vor einer Thatsache, die auch unserer Marine die Pflicht auferlegen würde,

ernstlich mit ihr zu rechnen. Und daß man dort die Augen offen hält, und sich nicht von den Ereignissen überraschen und in die Hinterhand drängen lassen wird, dessen können wir wohl versichert sein. Sowohl in England als in Deutschland beobachtet man mit scharfen Augen die Fortschritte der amerikanischen und französischen Versuche mit Unterseebooten, und im rechten Augenblick wird man sich alle dabei erzielten Errungenschaften zur Verstärkung der eigenen Seestreitkräfte zu nutze zu machen wissen





Wintersport im Reiche Rübezahls.

Augenblicksbilder aus dem Riesengebirge.

Von Ernst Montanus.

Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Auf der Grenze zwischen Schlesien und Böhmen zieht sich von Nordwesten nach Südosten das Riesengebirge hin, den höchsten Teil des Sudetengebirges bildend. Das sagenumwobene Reich des neckischen Berggeistes Rübezahl beginnt im Westen, dort, wo das Isergebirge endet, an der Millnitz und am Zacken, während es der Bober im Osten begrenzt.

Nach Norden hin steil abfallend, geht das Riesengebirge südlich nach Böhmen hinein allmählich in die Ebene über. Inmitten dieses Gebietes zieht sich als Hauptrücken der Riesenkamm hin, über dessen Höhe die Grenze zwischen Oesterreich und Preußen geht. Er scheidet das Gebirge in eine kürzere nördliche und eine längere südliche Hälfte.

Ungemein rege ist im Riesengebirge der Touristenverkehr, gefördert durch den deutschen und den österreichischen Riesengebirgsverein, die für Wege, Komfort u. s. w. Sorge tragen. Jener Verkehr belebt dieses höchste unter den



Beyers Hotel in Agnetendorf mit Hörnerschlittengästen.

Gebirgen Norddeutschlands aber nicht nur während der eigentlichen Reisesaison, sondern er dauert auch im Winter an, und in den letzten Jahrzehnten hat die Wintertouristik im Zusammenhange mit dem Wintersport, dem sich gerade in Rübezahls Reich ein äußerst ergiebiges Feld bietet, einen bemerkenswerten Aufschwung genommen.

Mit Recht empfehlen die Aerzte den Wintersport im Gebirge nicht nur als einen Genuß, sondern auch als ein Erholungs- und Heilmittel ersten Ranges, das dem verweichlichten Körper des Städters neue Kraft und dem abgespannten Geiste die frühere Frische zu verschaffen vermag.

„Eine achttägige Winterreise ins Gebirge thut fast mehr Wunder an Gemüt, Gesundheit und Körperkraft wie im Sommer eine drei- und vierfach so lange Badereise. Wer Zeit, Geld und Mut genug hat, der reise ja im Winter zur Erholung ins schneebedeckte Gebirge; mit frischen Kräften kehrt er heim, und die böse Influenza, die ihn sonst wohl gepackt hat, geht schüchtern an ihm vorbei, da ihn das Gebirge und die freie Sauerstoffkur feuchenfest gemacht hat und noch eine Weile so erhält," mahnt Dr. med. Hinz (Schöneberg-Berlin) in dem soeben im Verlag von S. Schottlaender in Breslau erschienenen Werke von Berthold Lessenthin „Das Riesengebirge im Winter". Besonders eingehend wird darin der Wintersport in seinen verschiedenen Arten geschildert; allein das vortrefflich ausgestattete Buch bietet auch für jeden Freund des Gebirges und der Natur überhaupt eine Fülle des Interessanten. Als Probe der hübschen Illustrationen mögen die Abbildungen dienen, welche wir mit Genehmigung des Verlegers diesem Artikel beigeben.

Dem Reisenden stehen von allen Seiten her bequeme Zugänge zum Riesengebirge zur Verfügung; zahlreiche Eisenbahnen führen bis an seinen Fuß, Verbindungsbahnen



Die Wintererholungsorte Spindelmühle-Friedrichsthal.
Nach einer Photographie von O. Prohazka.

durchschneiden und überschreiten die Länder trennende Gebirgskette. Wo die Posten nicht ausreichen, kann man Omnibus und Privatwagen benutzen, um eine der gast-



Der Wintererholungsort Rochlitz.

lichen Stätten inmitten der Berge zu erreichen, die gleichzeitig Mittelpunkte für den winterlichen Sport bilden.

Seitdem die Ausübung des letzteren in neuerer Zeit einen solchen Aufschwung genommen hat, ist eine ganze

Anzahl von bekannten Sommerfrischen des Riesengebirges thatsächlich auch bereits zu Wintererholungsorten geworden. Auf der Nordseite kommen als solche zumeist in Be-



Die Jagdhütte auf dem Wege von Agnetendorf zur Peterbaude.

tracht: Agnetendorf mit Beyers Hotel, Hain, Krummhübel und Schreiberhau, ferner auf der Südseite Spindelmühle-Friedrichsthal, die zugleich sämtlich Ausgangspunkte für die beliebtesten und lohnendsten Hörnerschlittenpartien sind.

Ueberall findet der Reisende vollständige Pensionen, in denen ihm Sportschlitten und Schneeschuhe zur freien Verfügung gestellt werden, und auch für gesellige Vergnügungen aller Art bestens gesorgt ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß angesichts der Zunahme des Wintersports binnen kurzem noch mehr solcher Wintererholungsorte sich aufthun werden, wozu auf der böhmischen Gebirgsseite in erster Linie Rochlitz, Johannisbad, Harrachsdorf-Neuwelt und Petzer sich eignen dürften.

Von den obengenannten Ortschaften hat fast jede ihre eigenartigen Reize und Vorzüge. Es sei nur erwähnt, daß Agnetendorf der direkte Ausgangspunkt ist für die Hörnerschlittenfahrten von der Peterbaude, an der malerischen Jagdhütte vorbei, sowie für den bequemsten Aufstieg zum Hochgebirge für Schneeschuhläufer. Spindelmühle hat gleichfalls eine vorzügliche Hörnerschlittenbahn, bietet aber außerdem noch eine zweite Schlittenbahn vom Gebirgskamm, von der Spindlerbaude aus, und wunderschöne Thalausflüge durch den Elb- und den Weißwassergrund, Fahrten nach Hohenelbe und im langen Grund nach Sankt Peter u. s. w. Das dortige Gelände eignet sich in hervorragendem Grade für den Skisport, dem im Riesengebirge eifrig gehuldigt wird. Auch den Schneeschuhabteilungen preußischer und österreichischer Truppenteile bietet sein Kamm ein vortreffliches Uebungsfeld. Zu den schönsten Schneebahnen der Vorberge gehört der Leiterweg nach Schreiberhau und der Erlicht-Finkenlochweg nach Hain; das letztere Dorf hat mit Spindelmühle die liebliche und gerade für Sportzwecke trefflich geeignete Lage gemein und ist der Ausgangspunkt für die Auffahrt zur Spindlerbaude.

Es giebt im eigentlichen Riesengebirge nur sehr wenig Dörfer, dagegen zahlreiche zerstreute ländliche Wohnungen oder Gehöfte, die Bauden heißen. Man kann sie mit den



Schneeschuhabteilung des Jägerbataillons v. Neumann (1. Schles. Nr. 5). Im Hintergrunde die Petersbaude.

Sennhütten der Alpen vergleichen, nur daß viele Bauden auch im Winter bewohnt werden, die sogenannten Winterbauden. Es giebt im ganzen etwa 3000 Bauden, deren Insassen Rindvieh- und Ziegenzucht treiben und gegen 20,000 Kühe und 12,000 Ziegen halten. Es giebt erheblich mehr Bauden auf der böhmischen Seite des Riesengebirges als auf der schlesischen; sie liegen bald vereinzelt, bald gruppenweise auf Höhen oder in Thalsenkungen, wo eine gute Weide für das Vieh und reines Quellwasser zu finden ist.

Eine große Anzahl von Bauden ist für die Beherbergung und Bewirtung von Fremden eingerichtet. Mit alleiniger Ausnahme der Schwarzschlagbaude auf dem Schwarzenberge bei Johannisbad sind sämtliche Gastbauden des Riesengebirgskammes auch im Winter dem Fremdenverkehr erschlossen und gewähren jederzeit Nachtquartier und Verpflegung. Eines der größten Einkehrhäuser des Gebirges ist die Riesenbaude, hinter der die Schneekoppe aufragt. Dieser höchste Punkt des Riesengebirges (1605 Meter), der auch im Winter von zahlreichen Touristen besucht wird, hat oben ein kleines Plateau von 55 Meter Länge und 43 Meter Breite. Quer über diese Fläche geht die schlesisch-böhmische Grenze. Nahe bei dieser, aber noch ganz auf schlesischem Gebiet, erhebt sich die 1668 bis 1681 erbaute Koppenkapelle. Sie wurde 1824 zu einer Herberge für Gebirgswanderer umgestaltet, jedoch 1850 wieder zum Gottesdienst eingerichtet, nachdem eine neue Gaststätte erbaut worden war. Dies Koppenhotel, die preußische Gastbaude, ist nach den Bränden von 1852 und 1862 stattlicher wieder aufgebaut worden; ein zweites Einkehrhaus, die böhmische Gastbaude, liegt auf böhmischem Boden. Neuerdings ist auch eine Wetterwarte auf diesem Hochgipfel errichtet worden. Mittelpunkte des Wintersports auf dem Riesengebirgskamm bilden die vielbesuchte, ge-



Die Riesenbaude. Im Hintergrunde die Schneekoppe.

mütliche Peterbaude, die Hübnerbaude und die Neue Schlesische Baude, von deren Dach die Hörnerschlitten thalabwärts sausen.

Vom Skilauf ist schon die Rede gewesen; hohen Genuß gewährt auch das Fahren mit dem Sport-, Rodel- oder Rutschschlitten und mit dem Rennwolf, der auf befahrenen Straßen, auf schneebedeckter Chaussee und auf Eisflächen anwendbar ist. Der beliebteste Wintersport im Riesengebirge ist aber die Hörnerschlittenfahrt. Zum Transport von Holz, Heu, Mehl u. s. w. wird dieser Schlitten im Riesengebirge wohl schon seit drei Jahrhunderten benutzt, er scheint dorthin von Holzknechten aus den steirischen und Tiroler Alpen gebracht worden zu sein, die der böhmische Berghauptmann Christoph v. Gendorf in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Riesengebirge ansiedelte.

Ab und zu wurde der Hörnerschlitten auch schon in früheren Jahrhunderten zur Personenbeförderung benutzt, die eigentlich sportmäßige Benutzung zu Vergnügungsfahrten scheint aber erst um das Jahr 1815 in Aufnahme gekommen zu sein. Die älteste Schneebahn des Riesengebirges ist die von den Grenzbauden nach Schmiedeberg, auf der Feldmarschall Graf Neithardt v. Gneisenau am 5. Februar 1817 eine Hörnerschlittenfahrt unternahm, die er folgendermaßen schildert: „Es ist diese Fahrt eine herrliche Wintervergnügung und wunderbar erst seit wenigen Jahren Mode geworden, da es doch so leicht war, früher darauf zu verfallen, die aus Böhmen mit Holz nach Schmiedeberg kommenden Holzschlitten zu solcher Fahrt zu benutzen."

Die Hörnerschlitten können nur eine oder zwei Personen aufnehmen. Sie haben ihren Namen davon, daß ihre Kufen in nach oben gebogene Hörner auslaufen, zwischen denen der die Niederfahrt leitende Führer sitzt.



Die Gebäude auf der Schneekoppe. Wetterwarte, Kapelle, preussische und böhmische Gastbaude.

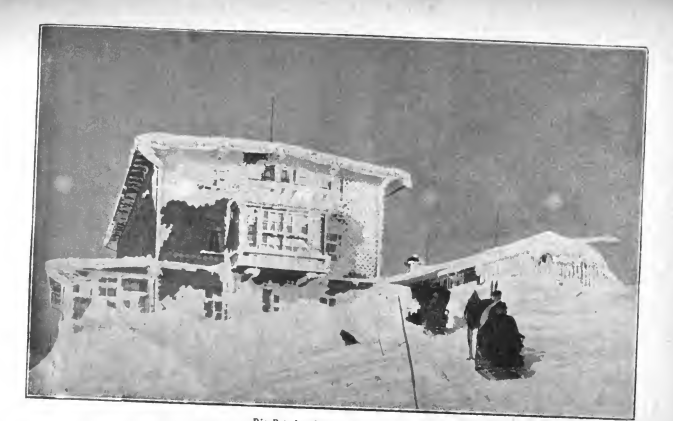
Es wird also bei der Abfahrt kein Pferd vorgespannt, sondern der Führer ergreift die Kufenenden und lenkt zugleich mit seinen Füßen das Gefährt, das sich zuerst langsam in Bewegung setzt und so hinabgleitet, um dann immer schneller zu gehen und zuletzt fast zu fliegen. So



Die Hübnerbaude in Grenzbauden.

wird zum Beispiel die Fahrt von den Grenzbauden nach dem stundenweit entfernten Schmiedeberg in 15 bis 20 Minuten zurückgelegt.

Außer der eben genannten Schneebahn kommen für den großen Verkehr auf der nördlichen Seite des Gebirges noch in Betracht: Krummhübel-Prinz Heinrichsbaude (beziehungsweise -Hampelbaude), Hain-Spindlerbaude, Agnetendorf-Peterbaude und Schreiberhau-Neue Schlesische Baude; auf der Südseite die Bahnen von Spindelmühle nach der



Die Peterbaude von der Nordseite.
Nach einer Photographie von O. Prohazka-Spindelmühle.

Spindlerbaude und nach der Peterbaude, ferner von der Mohornmühle nach Grenzbauden. Landschaftlich ist die Bahn Spindlerbaude-Hain wohl am schönsten; die Schneebahnen Agnetendorf-Peterbaude und Schreiberhau-Neue Schlesische Baude lassen sich am andauerndsten benutzen und sind durchweg zweigeleisig hergestellt, so daß die flotte Niederfahrt nirgendwo durch auffahrende Schlitten beeinträchtigt wird.

Lohnend und empfehlenswert ist die Rundtour Hain-Spindlerbaude-Spindelmühle-Agnetendorf, die bei mangelnder Zeit von Breslau aus sogar in einem Tage bequem gemacht werden kann.

Die Preise für die Hörnerschlittenfahrten sind überall durch eine bestimmte Taxe geregelt. Der Führer des Pferdes, das den Schlitten mit dem Fahrgast emporzieht und dann leer mit jenem zurückgeht, bekommt für die Auffahrt 4 Mark, der den Schlitten abwärts lenkende Führer 2 Mark. Der in wärmende Decken und Pelze gehüllte Fahrgast sitzt bei der Auffahrt mit dem Gesicht zum Thal, also rückwärts auf einem erhöhten, gut gepolsterten Sitz und kann sich somit mühelos an dem prachtvollen Ausblick erfreuen, wenn nicht etwa Nebel und Schneeflocken die Landschaft verhüllen.

Nach etwa zwei Stunden ist das Ziel, eine der gastlichen Bauden, erreicht, wo an schönen Tagen meist eine größere Zahl von Gästen zusammentrifft. Man trinkt erst Kaffee, labt sich dann an dem feurigen Ungarwein bei frohem Sang und Klang, zu dem nicht selten ein Tänzchen gemacht wird.

Doch die Wintertage sind kurz, und es muß beizeiten an die Heimfahrt gedacht werden. Man hüllt sich wieder warm ein und besteigt die Schlitten. Der Führer eines jeden nimmt vorn seinen Platz ein und setzt das Fahrzeug in Bewegung. Ein Schlitten hinter dem anderen



Die Neue Schlesische Baude. (Schlittenfahrt vom Dache.)
Nach einer Momentphotographie

saust die steile Bahn hinunter, und nun wechseln die Ausblicke und Bilder in rasendem Fluge.

„Das ist ein Gleiten, lustig Schweben,
Das ist fürwahr die wilde Jagd,
Wobei erhöht die Nerven beben!
Hinab, hinab! Mit tollem Sausen
Die schwarze Kette thalwärts fegt:
Verbanne jedes leise Grausen,
Der kleine Schlitten sicher trägt!“





Mannigfaltiges.

❦

Reporterstreiche. — Die Zeitungsberichterstatter, welche tagtäglich auf der Jagd nach Neuigkeiten sind, geraten bisweilen in Situationen, die große Anforderungen an ihre Geistesgegenwart, ihren Scharfsinn, persönlichen Mut und Unternehmungsgeist stellen. Reporterstreiche sind namentlich eine Spezialität der englischen und amerikanischen Presse, in welcher der scharfe Konkurrenzkampf die Berichterstatter oft zu den tollkühnsten, gefährlichsten Wagestücken antreibt. So wurde eines Tages der Reporter Sexton in Des Moins (Indiana), welcher öfters eine Diebesspelunke besuchte, Zeuge eines Gespräches zwischen zwei Weißen und einem Neger, aus dem hervorging, daß sie die „American Savings Bank" zu berauben beabsichtigten. Kurz entschlossen trat der Reporter zu den Strolchen, gab sich für einen bekannten New Yorker Einbrecher aus und verlangte, an der „Arbeit" teilnehmen zu dürfen. Das entschlossene Auftreten that seine Wirkung, und nach einiger Zeit befand sich der Journalist an der Spitze einer aus fünfzehn Mann bestehenden Räuberbande und war mit allen Einzelheiten des geplanten Unternehmens vertraut. Der Neger sollte dem Kassierer einen Schein zum Wechseln überreichen, um ihn, sobald er an das Schiebefenster trat, mit einem Schlagring niederzuschlagen. Zwei andere hatten sich der Kasse zu bemächtigen, während etwa fünf Mann auf der Straße Wache zu halten hatten. Der Reporter leitete das ganze Unternehmen als der Häuptling der Räuberbande. Und in der That fand der geplante Ueberfall

ganz programmgemäß statt — nur erhielt den Hieb mit dem Schlagringe nicht der Kassierer, sondern der Neger, der im selben Augenblick von zwei Polizisten dingfest gemacht wurde. Zu seiner Ueberraschung erwarteten ihn vor der Thür alle seine Kollegen im Schmuck von eisernen Armbändern, die ihnen von der durch Sexton heimlich unterrichteten Polizei angelegt worden waren. Von einer ungeheuren Volksmenge, unter welcher sich die Nachricht von seinem Geniestreiche verbreitet hatte, wurde der kühne Reporter im Triumphe durch die Stadt getragen. Am anderen Tage brachte das „Journal" eine genaue Schilderung des ganzen Abenteuers, was für die Zeitung einen großen Erfolg bedeutete.

Ein ähnlicher Reporterstreich erregte seiner Zeit viel Heiterkeit in London. Eines Tages wurde dem Richter des Zuchtpolizeigerichts ein in Lumpen gehülltes Individuum von intelligentem Aeußern vorgeführt, unter der Anklage, sich in verdächtiger Weise umhergetrieben und gebettelt zu haben. Auf Befragen, was er zu seiner Verteidigung vorbringen könne, erwiderte der Angeschuldigte, er sei ein Reporter des „Echo" und habe von dem Redakteur den Auftrag erhalten, Erhebungen über den Profit des Bettelns in den Londoner Straßen anzustellen. Zu diesem Zwecke habe er sich als Bettler verkleidet und den ganzen Tag im Westend Leute um Almosen angesprochen; mit einem Manne, der das Banjo spielte, habe er Lieder gesungen und später Streichhölzer verkauft. Seine Verhaftung durch den Polizisten hätte allerdings nicht auf seinem Programm gestanden und sei nur deshalb erfolgt, weil er dem Beamten keinen Aufschluß über seine Person geben wollte. Der als Entlastungszeuge herbeigerufene Redakteur des „Echo" bestätigte die Aussagen des Reporters, der darauf vom Richter mit der väterlichen Mahnung, künftig vorsichtiger zu sein, entlassen wurde.

Ein lustiges Beispiel der Selbsthilfe aus einer schwierigen Situation gab einmal der Reporter der „Daily News", der vor einigen Jahren verstorbene M. H. Lucy. Er befand sich in einer Versammlung zu Gunsten des Ministers Gladstone; gern hätte er seinen Bericht zum Druck gegeben, allein er stand in der

Menschenmenge fest eingekeilt und sah keine Möglichkeit, heraus und nach seiner Redaktion zu kommen. Plötzlich dringt in die Kunstpause eines Redners Lucys scharfe und spöttische Frage: „Und was hat Gladstone 1866 gethan?"

„Ruhe! Stille! Werft ihn hinaus!" ertönt es aus hundert Kehlen.

Der Lärm verhallt indessen, und der Redner fährt fort, wird aber sogleich noch einmal durch Lucys boshaften Ausruf unterbrochen: „Ja, alles sehr schön, aber was hat Gladstone 1866 gethan?"

„'raus, 'raus!" brüllt es jetzt, hundert Hände greifen nach dem Ruhestörer, der Wall von Leibern öffnet sich, und in zwei Minuten ist Lucy an der frischen Luft.

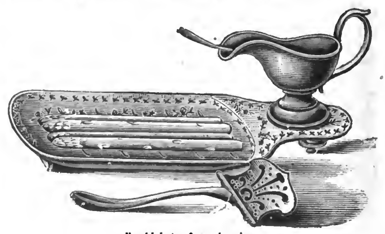
Da berührt ihn schüchtern ein Herr am Arme, der ihn im Vorüberfliegen erkannt hatte. „Sagen Sie mir doch, Mr. Lucy, was Gladstone 1866 eigentlich gethan hat?"

Lucy lachte verschmitzt: „Hol mich der Kuckuck, wenn ich weiß, ob er überhaupt 1866 irgend etwas gethan hat; aber sehen Sie, ich konnte unmöglich länger bleiben, mein Artikel mußte in die Presse — gutwillig ließ man mich nicht hinaus, ich hab' mich also einfach hinauswerfen lassen!"

Von einem anderen Journalisten wird folgender lustige Streich erzählt: „In einem Londoner Hotel steigt ein amerikanischer General ab; sofort drängt sich eine Menge von Reportern um ihn und belästigt ihn dermaßen, daß der General verkündigen ließ, den ersten, der sich wieder der Thür nahe, werde er die Treppe hinunterboxen. Das war gerade Wasser auf die Mühle eines unternehmungslustigen Reporters. Er mietete sich einen bekannten Boxer, ging mit ihm ins Hotel, stellte ihn vor die Thür des kampflustigen Generals und schickte nun seine Visitenkarte hinein, auf der in großen Buchstaben „Reporter" stand. Der General stürzt wütend heraus, wirft sich auf den vermeintlichen Interviewer, in Wahrheit aber auf den Boxkünstler, der ihn auch sofort in ein regelrechtes „Boxing" verwickelt. Der wirkliche Reporter aber steht in der Ecke an die Wand gelehnt und macht eifrige Notizen über den Verlauf des Kampfes. Am anderen Morgen erscheint ein langer Bericht in den Zeitungen —

ganz London lacht, nur einer lacht nicht: das ist der amerikanische General! P. Z.

Neue Erfindungen: I. Ein kombiniertes Spargelservice. — Nicht mit Unrecht heißt der Spargel der „König der Gemüse", und man ist deswegen auch immerfort bemüht, neue Geräte herzustellen, um ihn seiner Würde entsprechend auch standesgemäß auftragen und bei Tafel reichen zu können. Unsere Abbildung zeigt ein geschmackvolles Spargelservice, das in sich die Schale zur Aufnahme des Spargels, den Heber zum Abteilen

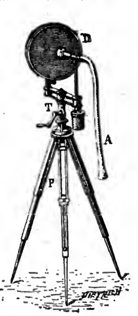


Kombiniertes Spargelservice.

und die Sauciere nebst Löffel vereinigt. Die länglich geformte Schale ist aus dekorierter Fayence in Streublümchenmuster hergestellt, der Boden der Breite nach mit Rippen versehen, damit das Wasser von den Spargeln ablaufen kann, und diese dann trocken liegen. Der Spargelheber in Schaufelform ist aus vernickeltem Metall, ebenso die Sauciere nebst Löffel. Diese ist mit der Schale durch eine Schraube fest verbunden, so daß man am Henkel der Sauciere das ganze Service tragen kann. Dieses kombinierte Spargelservice wird der feinsten Tafel zur Zierde gereichen, während es, beim Nichtgebrauch auf dem Büffett stehend, für das Zimmer einen dekorativen Schmuck bildet. Fr. R.

II. Akustischer Apparat für Schiffe, die im Nebel fahren. — Der Nebel bildet eine furchtbare Gefahr für die

Schiffahrt und veranlaßt durch Zusammenstöße die größte Zahl von Unfällen. Die Fahrt bei Nacht darf als ungefährlich bezeichnet werden, denn wenn man auch ein entgegenkommendes Schiff nicht selbst zu sehen vermag, so sieht man doch seine Buglichter und kann danach den Kurs einrichten. Durch schweren Nebel dringt aber auch der Schein elektrischer Buglichter nicht hindurch, und man ist dann für die Schiffsleitung lediglich auf das Gehör angewiesen. Wenn auf den Schiffen im Nebel die richtigen Heulsignale mittels der Nebelhörner oder Sirenen in den vorgeschriebenen Zwischenräumen abgegeben werden, so genügt das für gewöhnlich wohl, um Zusammenstöße zu vermeiden. Erfahrungsmäßig läßt der Nebel aber manchmal auch die gewöhnlichen Signale nicht durch, und für solche Fälle empfiehlt sich die Anwendung eines neuerfundenen akustischen Apparats, der so empfindlich ist, daß er unter allen Umständen die Annäherung eines anderen Fahrzeugs kundgiebt. Er besteht aus einem großen metallenen Reflektor D, der sich auf einem Dreifuß P befindet und vermittelst der Vorrichtung bei T sowohl vollständig um seine Achse gedreht werden, als auch alle beliebigen Neigungen in seitlicher Richtung annehmen kann. In der Mitte von D ist ein außerordentlich feiner akustischer Empfänger angebracht, verbunden mit einem Schlauch A, den man ans Ohr hält. Der Mann, welcher mit der Bedienung des Apparats beauftragt ist, braucht die Scheibe D nur rund um ihre Achse zu drehen und dabei das Ende des Schlauches an das Ohr zu halten; sobald dann die Fläche der Richtung zugedreht ist, aus der sich ein anderes Schiff nähert, so wird er unfehlbar das Geräusch desselben wahrnehmen. Durch einige



Akustischer Apparat, der im Nebel fahrenden Schiffen die Annäherung eines anderen Schiffes anzeigt.

leichte Hin- und Herbewegungen kann man unschwer feststellen, in welcher Stellung von D das Geräusch am stärksten ist, und danach ganz scharf auch die Richtung bestimmen, von welcher das Schiff kommt. Fr. R.

III. Der amerikanische Quirltopf ist aus Email und dient zum Quirlen von Schokolade, Warmbier, Chaudeau- und holländischen Saucen, Cremes für Gefrorenes ꝛc., zum Herstellen von Schlagsahne, kalten Saucen, sowie zum Schneeschlagen. Schon in einer halben Minute erhält man einen steifen Schnee. Außerdem ist der Topf nach Abheben des Triebwerks für alle sonstigen Küchenzwecke praktisch.



Der amerikanische Quirltopf.

Der Schatz im Kloster Opatowitz. — Auf einer Insel in der Elbe wurde das genannte, nunmehr längst verschwundene Kloster, drei Stunden von Königgrätz in Böhmen gelegen, im Jahr 1089 von Wratislav II., Herzog und erstem König von Böhmen, erbaut.

Von diesem Kloster erzählt Wenzeslaus Hageck in seiner „Böhmischen Chronik" folgende Begebenheit. Nachdem Kaiser Karl IV. vieles über einen außerordentlichen Schatz, welcher in diesem Kloster verborgen gehalten wurde, vernommen hatte, machte er sich im Jahre 1359 von Prag aus mit einem Gefolge von dreißig Berittenen nach Königgrätz auf den Weg, um den fabelhaften Schatz des Klosters Opatowitz zu sehen. Als er in Königgrätz angekommen war, ritt er eines Morgens, nur von zwei seiner vornehmsten Räte begleitet, zum Kloster hinaus. Im Kloster wohnten damals 58 Brüder; aber nur der Abt und die zwei ältesten Mönche wußten um den Schatz und den Ort, wo er geborgen war. Wie nun der Kaiser den Mönchen sein

Begehren eröffnet hatte, waren diese bereit, seinem Willen nachzukommen, jedoch nur unter folgender Bedingung: sie wollten ihn entweder den Schatz sehen lassen, ohne ihm den Ort zu melden, wo er läge, oder sie wollten ihm den Ort, wo er verborgen wäre, nennen, aber ihm solchen nicht zeigen. Der Kaiser wählte den ersteren Weg, versprach auch, niemals etwas von dem Schatze begehren zu wollen, auch wolle er gegen keinen Menschen etwas darüber offenbaren.

Nun führten die Mönche den Kaiser in ein großes Gewölbe, dessen Boden mit Ziegelsteinen gepflastert war. Hier zündeten sie zwei große Wachslichter an und stülpten dem Kaiser eine Mönchskappe über den Kopf und das Gesicht, damit er den Weg nicht sehen könne. Darauf hoben sie mehrere Ziegelsteine aus, und es zeigte sich unter diesen eine Oeffnung, die abwärts in die Erde führte. Als sie auf den Grund gekommen waren, drehten sie den Kaiser mehrmals um, damit er sich die Richtung nicht merken könne, in welcher er gekommen und in welcher er nun weitergehen würde. Dann erst führten sie ihn an den Händen durch einen sehr langen Stollen fort, und als sie ihm endlich die Kappe abnahmen, befand er sich in einem großen Gewölbe, das mit Silberplatten angefüllt war. Von hier aus führten sie ihn in ein zweites Gewölbe, worin eine übergroße Menge von Goldbarren zu sehen waren. Zuletzt zeigten sie ihm ein drittes Gewölbe, in dem sich eine Menge goldene und silberne Kunstgegenstände befanden: goldene Kreuze und Ringe u. s. w., kostbare Edelsteine und andere herrliche Sachen. Hier verehrten die Ordensbrüder dem Kaiser einen mit vielen Diamanten besetzten goldenen Ring, den er sogleich an den Finger steckte und den er auch später mit in sein Grab nahm. Auf dem Rückwege zogen sie dem Kaiser die Mönchskappe wieder über das Gesicht, drehten ihn auch an verschiedenen Stellen wieder mehrmals um und gelangten dann mit ihm in das große Gewölbe über der Erde, wohin sie ihn zuerst allein und ganz heimlich geführt hatten.

Der Kaiser ritt wieder nach Königgrätz zurück. Er bewahrte jedoch das Schatzgeheimnis nicht so, wie es die Mönche gewünscht hatten, er sprach darüber und taxierte den Wert des Schatzes

auf „vierzigmal hunderttausend Gulden". Diese Taxierung gab 56 Jahre später, also im Jahre 1415, die Veranlassung, daß ein habsüchtiger hussitischer Oberst Namens Jan Herczmanowa Miesteczky in das Kloster Opatowitz kam und von dem Abt die Herausgabe des Schatzes verlangte. Da derselbe sich weigerte, dies zu thun, ließ er ihn schrecklich martern, doch verriet der Abt den Ort nicht, wo der Schatz verborgen war. Endlich, als der Oberst sich überzeugt hatte, daß der Abt nichts gestehen würde, nahm er alles, was er erreichen konnte — im Werte von 28,000 Gulden — und entfloh mit seinen Raubgenossen. Den unterirdischen Schatz aber mußte er dahinten lassen.

Bei einer großen Ueberschwemmung versank die Insel, auf welcher das Kloster stand, in den Fluten der Elbe. Ist die Elbe klein und klar, so kann man, wie behauptet wird, noch Mauerreste des Klosters unter dem Wasser sehen. E. T.

Kluge Frösche. — Man zählt die Frösche gewöhnlich zu den am niedrigst stehenden Wirbeltieren und spricht ihnen gern jedes Gedächtnis und jede Spur von Ueberlegung ab. Doch dürfte dies wohl eine Unterschätzung sein. Es ist bekannt, daß die Frösche eine vortreffliche Kenntnis von der Oertlichkeit besitzen, in der sie aufgewachsen sind. Man hat diese Tiere in einen anderen, weit entfernten Sumpf versetzt, und plötzlich waren sie wieder in dem heimischen. Wenn ihnen auch die Empfindung der Feuchtigkeit den rechten Weg zeigt, so muß ihnen doch immer ein gewisser Grad von Ueberlegung zur Seite stehen.

Die Frösche lassen sich sogar zähmen und kommen herbei, wenn sie gerufen werden. So fand eine junge Engländerin ein besonderes Vergnügen daran, nach ihrem Frühstück auch die Frösche zu füttern, die sich im Gartenteiche herumtummelten. Bald bemerkte sie, wie sich einer von ihren Gästen bei jedem Besuch ihr mehr und mehr näherte. Sie suchte ihn daher zu zähmen und gab ihm den Namen „Tommy". Es dauerte nicht lange, so kam er auf diesen Ruf in ihre Nähe, und selbst wenn er am anderen Ufer im Schilfe versteckt ruhte, stürzte er sich beim Klang seines Namens sofort ins Wasser und schwamm zu seiner Gönnerin, um einige Fleischstückchen in Empfang zu

nehmen. Dabei konnte sie das Tierchen sogar in die Hand nehmen und streicheln, so zahm war es geworden.

Der schottische Naturforscher Edward erzählt ebenfalls eine interessante Beobachtung, die er an einem warmen Frühlingsabend an den Fröschen eines Teiches machte. Er freute sich über das muntere Konzert, das diese Tiere anstimmten. Als die Töne jedoch am lautesten waren, vernahm der Beobachter plötzlich einen schrillen Ton, und in demselben Augenblick verstummten sämtliche Stimmen. Nach der Ursache dieser Unterbrechung forschend, erblickte Edward eine Eule, die sich am Ufer niedergelassen hatte, und vor deren Annäherung die Frösche einander warnten und sich still zurückzogen.

Ich selbst beobachtete einst einen Laubfrosch, den mein Freund in seinem Aquarium einquartiert hatte. Mein Freund pflegte jedes Insekt, das er mit seiner Hand fing, seinem Frosch zu geben, der es geschickt auffing. Es war merkwürdig, wie dieses kleine Tier schon unsere Heimkehr merkte, sobald wir nur die ersten Treppenstufen betraten. Sofort erhob es sich in seinem Glase und stieg die Leiter empor, um auf der obersten Stufe die Beute in Empfang zu nehmen.

An einem etwas rauhen Tage schien es, als ob wir mit leeren Händen heimkehren würden, als mein Freund in der Nähe unserer Wohnung eine Wespe ertappte. Ich versetzte mich in die Lage des Laubfrosches, fühlte schon den giftigen Stachel in meiner Wange und versuchte dem armen Wicht den Schmerz zu ersparen. Mein Freund wollte jedoch durchaus sehen, ob der Frosch die Wespe annähme, und der Stachel ihm schaden könnte. Bei unserem Eintritt in das Zimmer erwartete uns wie immer das muntere Tierchen auf seiner obersten Treppenstufe; wie erschrak es aber, als es diesmal statt einer hübschen Fliege eine giftige Wespe empfing. Der Frosch schüttelte den Kopf, spie das abscheuliche Insekt aus, das ihm wohl einen tüchtigen Stich versetzt haben mochte, und stieg langsam seine Treppe hinab, um sich unten zwischen den Wasserpflanzen zu verbergen. Niemals aber stieg der Getäuschte bei der Heimkehr meines Freundes wieder seine Treppe hinauf und nahm nichts mehr ungesehen aus dessen Händen entgegen. „Wirf es nur

herein," schien er zu denken, „ich will es mir schon holen, wenn es mir paßt." Noch Jahre später hatte der Frosch den Scherz mit der Wespe nicht vergessen, und obgleich er nicht wieder getäuscht worden war, nahm er doch niemals wieder eine Gabe aus der Hand seines Pflegers direkt entgegen. L. H.

Eine Ehrensäule für weibliche Tapferkeit. — In der Mitte des 15. Jahrhunderts gehörte das jetzt sachsen-weimarische Städtchen Kaltennordheim in der Rhön zum Gebiete der gefürsteten Grafschaft Henneberg, deren damaliger Inhaber, Fürst Heinrich XIV., dort seine Residenz in einem festen, „zur Meerlinse" genannten Schlosse hatte und im Jahre 1475 starb. Zu seinen Vorfahren gehörte unter anderen der berühmte Minnesänger Graf Otto von Henneberg, welcher sich von seinem Lieblingsaufenthalte, dem Schlosse Bodenlaube bei Kissingen, „Otto von der Bodenlaube" nannte.

Fürst Heinrich, welcher wegen seiner Wohlthätigkeit den Beinamen „Vater der Armen" führte, war friedfertiger Gesinnung, wurde jedoch trotzdem in mancherlei Streitigkeiten mit den benachbarten fehdelustigen Adeligen verwickelt, welche im Jahre 1463 ein Bündnis wider ihn schlossen und die Umgegend von Kaltennordheim, besonders das Städtchen Kaltenwestheim und die Dörfer Erbenhausen und Mittelsdorf, plünderten und durch Brandlegung verheerten, wobei sie auch einen nächtlichen Ueberfall des Schlosses Kaltennordheim versuchten.

Bei dieser Gelegenheit bewiesen die in dasselbe geflüchteten Frauen von Kaltenwestheim großen Mut, indem sie, da die männlichen Verteidiger des Schlosses schon zurückzuweichen begannen, plötzlich mit Eimern voll heißem Wasser, welches sie für diesen Fall schon bereit gehalten hatten, auf den Mauerzinnen erschienen und dasselbe auf die anstürmenden Feinde herabgossen, wodurch diese, da durch eine von den Frauen bis zum Siedekessel gebildete Kette für immer frischen Nachguß gesorgt war, von den Mauern zurückgetrieben wurden und von dem Sturme Abstand nehmen mußten. Da nun diese wackere That der Frauen, was nicht ausbleiben konnte, später den Männern bei mancher Gelegenheit vorgehalten wurde, wobei diese ihrerseits bemüht waren, den Wert derselben möglichst

herabzusetzen, und hierdurch Streitigkeiten entstanden, welche zu den Ohren des Fürsten Heinrich kamen, so entschied dieser dieselben ein für allemal zu Gunsten der Frauen, indem er befahl, denselben auf dem Markte zu Kaltennordheim eine steinerne Ehrensäule zu errichten, und bei Strafe verbot, das Verdienst, welches sich die Frauen bei jener Gelegenheit erworben hätten, irgendwie zu schmälern.

Diese Säule, welche mit eingehauenen Blumen geschmückt und mit einer entsprechenden Inschrift versehen war, hat noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gestanden, ist dann aber, weil vom Zahne der Zeit beschädigt und dem Verkehr hinderlich, beseitigt worden. R. v. B.

Die Rautenschlange. — Dieses interessante Kriechtier, von den Engländern Teppichschlange, von den Zoologen Morelia



Eine Rautenschlange in der Mausefalle.
Nach einer Photographie.

argus oder Python punctatus genannt, ist die schönste aller Riesenschlangen und erreicht im ausgewachsenen Zustande eine Länge von 4 Meter. Am häufigsten sind aber Exemplare von 2 bis 3 Meter Länge. Ihre Heimat ist Australien, wo sie besonders feuchte Gegenden bewohnt und sich von kleinen Beuteltieren, Ratten, Mäusen und Vögeln nährt. Wegen ihrer prächtigen Färbung und Zeichnung fällt sie jedermann auf, ist auch unschädlich und ziemlich leicht zu zähmen. Der Kopf ist schwarz,

die Oberseite auf blauschwarzem Grunde mit glänzend gelben Rauten besetzt, die Unterseite lichtgelb oder strohfarben; doch ändern die Färbung und Zeichnung sich je nach dem Wohnort nicht unbeträchtlich ab. Der Naturforscher Bennett hielt eine 2,5 Meter lange Rautenschlange im Käfig, die so zahm war, daß er ihr erlaubte, sich manchmal um seinen Arm zu wickeln. Dabei preßte sie ihn, einzig und allein in der Absicht, sich festzuhalten, gewöhnlich so stark, daß sein Arm noch stundenlang nachher wie gelähmt war.

Auf höchst merkwürdige Weise fing kürzlich Dr. J. Shaw in den berühmten Gympie-Goldfeldern eine Rautenschlange, die sich bei seinem Häuschen herumtrieb und auf die er bereits mehrmals vergeblich Jagd gemacht hatte. Er stellte eine kleine stählerne Mausefalle auf, an deren Zunge er ein Stückchen Fleisch befestigt hatte. Alsbald kam ein Mäuschen und nagte an dem Köder, ohne aber die etwas hart gehende Falle zum Zuschnappen zu bringen. Während sie im besten Schmausen war, kroch die Rautenschlange herbei, erspähte das Mäuschen und fuhr mit Heftigkeit auf die gute Beute los. Durch den Stoß schnappte die Falle zu, und das Schlageisen tötete statt der Maus, die bereits in den Fängen der Schlange saß, die letztere. Dr. Shaw fand den Vorfall so merkwürdig, daß er Maus und Schlange in der Situation, in der er beide fand, photographierte. Das Tier maß über 2 Meter. F. Z.

Rasche Heirat. — Im August des Jahres 1861 trat in Köln am Rhein der bekannte Politiker Lord Ernsdale in einen Laden und forderte seidene Taschentücher. Das Ladenmädchen, eine sehr hübsche Blondine, legte ihm solche zur Auswahl vor, machte aber dabei einen solchen Eindruck auf den Lord, daß er bald sie mehr ansah, als die vorgelegten Waren. Schließlich machte er ihr in aller Form einen Heiratsantrag. Das Ladenmädchen lachte laut auf und bemerkte, sie sei für den Herrn, der wohl schon dem sechzigsten Lebensjahr nahe gerückt sein dürfte, doch wohl etwas zu jung. Ernsdale legte insofern Protest ein, als er nicht sechzig, sondern siebzig Jahre alt wäre; das habe aber nichts zu sagen, er sei ein reicher Mann, und da hätte ein Unterschied von fünfzig Jahren wenig zu bedeuten. Das lebens-

lustige Mädchen konnte dieses Motiv nicht recht einsehen und suchte sich dadurch aus dem Dilemma zu ziehen, daß sie meinte, ihre Herrin, eine vierzigjährige Witwe, dürfte dieser Ehre weit würdiger sein. Der Lord bat, derselben vorgestellt zu werden, musterte sie fünf Minuten lang durch seine Lorgnette, schüttelte den Kopf, und dann wiederholte er seinen Antrag dem Ladenmädchen mit großer Gewissenhaftigkeit, gab Aufschlüsse über seine Vermögensverhältnisse und erklärte, nach vier Wochen komme er wieder, um bestimmte Antwort zu fordern. Nach Ablauf dieser Frist, pünktlich zu derselben Stunde, war er wieder da, und das Geschäft kam wirklich zum Abschluß. C. T.

Der „Jungfernkranz“ auf See. — Unter der Besatzung eines Kriegsschiffes wird es immer einige Burschen geben, mit denen durchaus nichts anzufangen ist, welche durch ihr Verhalten die Vorgesetzten zur Verzweiflung bringen, ihre Kameraden schädigen und bei denen weder durch Milde noch durch Strenge etwas auszurichten ist. Für diese giebt es am Bord deutscher Kriegsschiffe ein anderes Mittel, um sie in den meisten Fällen gründlich zu kurieren, und zwar wird dasselbe von den eigenen Kameraden unter einer eigentümlichen Form verabreicht.

Wenn ein solcher Schädling nämlich trotz aller Strafen fortfährt, auf Kosten seiner Kameraden zu faulenzen, dann läuft diesen endlich die Galle über, und es wird zum „Jungfernkranz“ geschritten.

An einem Abend während der Freistunden haben sich einige Dutzend kräftiger Matrosen zusammengefunden, deren Flüstern und Gebärden darauf schließen lassen, das etwas Besonderes im Werke ist. Gegen 6 Uhr, wenn die Offiziere zu Tisch gegangen sind, und nur der Wachthabende oben auf der Kommandobrücke auf und ab wandelt, verschwinden auch plötzlich sämtliche Unteroffiziere aus der Batterie und begeben sich entweder auf das Deck oder in das Zwischendeck, so daß der „Jungfernkranz“ beginnen kann.

Jene kräftigen Matrosen erheben sich scheinbar harmlos von ihren Sitzen und schlendern langsam auf den Betreffenden zu, indem sie allmählich einen Kreis um ihn schließen. Auf ein Zeichen ertönt plötzlich das schöne Lied aus dem Freischütz:

„Wir winden dir den Jungfernkranz", in das sämtliche in der Batterie befindliche Mannschaften alsbald einstimmen. Erschreckt blickt der Verfemte auf, er kennt die ganze folgenschwere Bedeutung des Gesanges, aber vergebens sinnt er auf Flucht. Er sieht sich von allen Seiten eingeschlossen, und auch sein unwillkürlich ausgestoßenes Angstgeschrei wird von dem Liede übertönt.

Da fliegt ihm von hinten ein Sack über den Kopf, ein Dutzend nerviger Fäuste packen ihn von allen Seiten, in ein paar Sekunden fühlt er sich über eine Kanone gezogen und wie in einem Schraubstocke festgehalten, während mächtige Hiebe verschiedener Tauende auf die Fortsetzung seines Rückens herniederhageln. Ebenso plötzlich wie der Gesang begonnen, verstummt er, die Tauenden verschwinden, der Sack wird ihm vom Kopfe gezogen, und der Gezüchtigte blickt in die hohnlachenden Gesichter der Umstehenden.

Wer ist es gewesen? Er weiß es nicht, und selbst wenn er anzeigen wollte, kann er niemand nennen. Er thut es aber auch nicht, denn eine Wiederholung mit der doppelten Verszahl des schönen Liedes wäre ihm so sicher, wie Amen in der Kirche. So schleicht er denn von dannen, um irgendwo in einer dunklen Ecke über sein künftiges Verhalten nachzudenken. C. T.

Bewährter Rat. — Der Markgraf Joachim von Ansbach, welcher einst wegen zerrütteter Finanzverhältnisse seinen Zahlungsverpflichtungen nicht nachzukommen vermochte, wandte sich auf Veranlassung seiner Räte an einen reichen Bürger um das Darlehen einer beträchtlichen Summe. Dieser entschuldigte sich mit dem Vorgeben, so viel Vermögen gar nicht zu besitzen. Jetzt stellten die Berater dem Fürsten vor, daß er den Kaufmann persönlich um das Gewünschte angehen solle, derselbe werde bei einem direkten Gegenüberstehen nicht ausweichen können. Und so geschah es. Der gewandte Kaufmann indes war um eine Ausflucht nicht verlegen. Er gab vor, von einem bewährten Mann gewarnt zu sein, das Darlehen zu gewähren.

„Wer ist dieser Schurke?" wollte der erzürnte Fürst wissen.

„Kein Schurke, Durchlaucht," wandte der Kaufmann ein, „es ist Jesus Sirach, welcher ausdrücklich rät: Leihe nicht einem

Gewaltigeren als du bist; leihest du aber, so achte es als verloren." C. T.

Eisenbahnspielerei. — Die Eisenbahn ist eine englische Erfindung, und der Engländer jedes Standes und Alters hat für die Eisenbahn und alle mit ihr zusammenhängenden Einrichtungen stets das lebhafteste Interesse gehabt. Seit einigen Jahren aber zeigt sich in England eine ganz sonderbare Schwärmerei für den praktischen Eisenbahndienst, welche namentlich bei den Mitgliedern der ersten Gesellschaftskreise zu finden ist. König Eduard VII. als Prinz von Wales und einige andere Prinzen des königlichen Hauses machten zuerst Fahrten auf der Lokomotive des Zuges, der sie befördern sollte, und dieses Beispiel hat auch bereits anderwärts Nachahmung gefunden. Fürst Ferdinand von Bulgarien hat jüngst Gelegenheit genommen, aus seinem Wagenabteil auf die Lokomotive zu steigen und eine große Strecke weit auf ihr mitzufahren.

In den englischen Kolonien, insbesondere in Südafrika und in Indien, allerdings in letzter Zeit auch in Australien, gehört es schon lange zu den Gepflogenheiten der Leute, die es sich leisten können, Fahrten auf der Lokomotive zu machen. Die Lokomotiven haben gewöhnlich vorn einen ziemlich breiten Vorbau, unter dem sich der sogenannte „Kuhfänger" befindet, ein System von eisernen Rippen und Stangen, welche die Strecke vor der Lokomotive von eventuellen Hindernissen frei machen. Ueber diesen Kuhfängern hat man Plattformen erbaut, welche mit Geländern und Sitzen versehen sind, und auf diesen nehmen Herren und Damen Platz, welche entweder Protektion bei der Eisenbahnverwaltung haben oder die in der Lage sind, sich dieses Vergnügen etwas kosten zu lassen. Uebrigens ist das Fahren da vorn auf der Lokomotive, soweit es sich um die Tropentemperatur handelt, sehr angenehm. In Indien ist es trotz aller Ventilationsvorrichtungen in der heißen Jahreszeit in den Wagen vor Hitze kaum auszuhalten. Natürlich sitzt man da auf der Lokomotive besser und hat durch die rasche Fahrt beständig kühlenden Luftzug. Der Ausblick auf die Gegend, die man durchfährt, ist unbeschränkt und bildet ebenfalls einen großen Genuß.

In England selbst fällt zwar dieser Grund weg, und hier

hat das Interesse für die Eisenbahn die absonderlichsten Blüten getrieben. So ist zum Beispiel der Herzog von Sutherland ein leidenschaftlicher Lokomotivführer. Von seinem Schloß Dunrobin Castle bis zur Hauptstaatsstrecke der Eisenbahn sind es dreißig englische Meilen. Auf dieser Strecke hat der Herzog sich eine Anschlußbahn errichten lassen, und wenn er Gäste bekommt, so holt er sie an der Hauptbahn in einem Extrazuge ab, den er selbst als Lokomotivführer leitet. Er schlägt, um den Gästen zu zeigen, was er kann, manchmal ein Fahrtempo an, daß den Leuten im Zuge die Haare zu Berge steigen.

Eine noch größere Leidenschaft für das Lokomotivfahren hat der Herzog von Portland. Er ist ein leidenschaftlicher „Rangierer". Er fährt nicht nur gern Lokomotive, sondern er hat das größte Vergnügen daran, auf dem Bahnhof, den er sich in der Nähe seines Schlosses erbauen ließ, Wagen hin und her zu schieben und zu rangieren. Sein Eifer dabei ist so groß, daß er hin und wieder Wagen und Prellböcke in Grund und Boden gefahren hat.

Der junge Marquis von Devonshire hat sich, um seiner Leidenschaft des Lokomotivfahrens frönen zu können, von seiner Besitzung in der Nähe von Hillsbrough Castle eine 5 Kilometer lange Eisenbahn bauen lassen, welche in der Form einer großen Ellipse angelegt ist. Diese Eisenbahn ist natürlich mit den nötigen Weichen, Auskreuzungen, mit Wärterhäusern, Uebergangswächtern und Signalen versehen, und auf ihr fährt der Marquis ganze Tage lang mit seiner Lokomotive zum Privatvergnügen herum. Hat der Marquis Gäste, so wird ein besonderer Salonwagen an die Lokomotive angehängt, und der Marquis fährt seine Gäste stundenlang auf der Ellipse herum.

Noch eine ganze Anzahl anderer vornehmer englischer Leute huldigt dem Lokomotivführersport, und einer von ihnen, Lord Milton, hat seinem Vaterlande wenigstens durch seine Uebung im Lokomotivfahren einen praktischen Dienst erwiesen. Er war in der ersten Zeit des Krieges gegen die Burenrepubliken in Südafrika und arbeitete im Schweiße seines Angesichts und mit Aufbietung aller seiner Kraft als Lokomotivführer. Es ist ihm zweimal gelungen, Züge mit Material für die Truppen

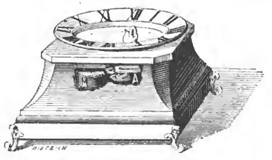
im Vorterrain über besonders gefährliche Stellen, wo Buren im Hinterhalt lagen und den Zug mit einem Kugelregen überschütteten, glücklich hinwegzubringen.

Seit ungefähr sechs Jahren ist in England eine andere Art Eisenbahnspielerei aufgekommen, nämlich die Miniatureisenbahn, die zuerst als Spielzeug für halbwüchsige Kinder, besonders für Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, errichtet wurde, und für welche auch das Interesse der Großen in letzter Zeit außerordentlich lebendig geworden ist. Es giebt sogar ein ganz bestimmtes Eisenbahnsystem bei diesem Miniaturverkehrsmittel, betreffs der Spurweite, der Einrichtung der Wagen, des Baues der Lokomotive, und der Erfinder dieses Systems ist der Baronet Percival Heywood, welcher zuerst auf seiner Besitzung eine solche kleine Eisenbahn einrichtete. Dieselbe hat eine Spurweite von 38 Centimeter, die Lokomotive ist am höchsten Teil mit dem Schornstein so hoch wie ein mittelgroßer Mann. Die Wagen haben eine Länge von ungefähr 160 Centimeter, sind 76 Centimeter breit und so eingerichtet, daß eine mittelgroße Person in ihnen bequem sitzen kann. Es giebt Schlafwagen, Speisewagen, Güterwagen und Gepäckwagen. Die Eisenbahn hat drei Tunnel, zwei Brücken und einen Viadukt, 6 Meter hoch und 27 Meter lang. Die ganze Bahn läuft in dem Park des Baronets Heywood. Sie hat sechs Stationen, von denen drei mit vollständigen Wartehallen, Güterschuppen und Schuppen für Wagen und Lokomotive ausgestattet sind. Die Bahn wurde zuerst vom Baronet errichtet, um eine interessante Beschäftigung zu haben, er hat es aber verstanden, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Er macht Experimente mit Wagen und Lokomotiven auf dieser Strecke und veröffentlicht in den Eisenbahnfachzeitungen die Resultate über die Experimente auf dieser Strecke, welche bei den Fachleuten viele Beachtung finden und schon vorbildlich für einzelne Einrichtungen der großen Vollbahnen geworden sind.

Die andere derartige Bahn ist die Corris Railway, welche 20 Kilometer lang ist. Auf der Corrislinie geht sogar ein Expreßzug, und in Bezug auf Kurven, auf Steigungen und Gefälle, auf Beleuchtung, Heizung der Personenwagen, auf Einrich-

tung der Lokomotive, auf Ermöglichung größerer Geschwindigkeit hinzielende Experimente bringen den Besitzern jene Unterhaltung, nach der reiche Engländer lechzen wie die armen ausgebeuteten Hindus nach einem Stück Brot. O. K.

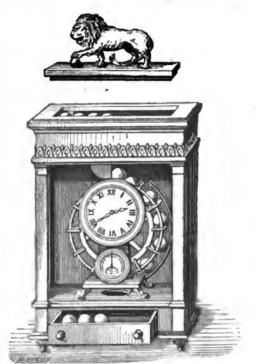
Merkwürdige Uhren. — Die wertvollste Uhr, die es überhaupt giebt, stammt aus der Zeit Ludwigs XVI. und befindet sich gegenwärtig im Besitze der Familie Rothschild, die nicht weniger als 662,000 Mark dafür bezahlte. Eine andere wertvolle Uhr befindet sich in Brüssel und eine in Petersburg mit 95 Zifferblättern, die gleichzeitig die Zeit an 30 verschiedenen Punkten der Erde und sonstige Angaben kundthun. Auf der Pariser Ausstellung war in dem Palaste der Optik eine Uhr zu



Uhr mit Schwan als Stundenzeiger.

sehen, die anscheinend eine Art von Perpetuum mobile darstellte. Kleine Hebel, die kranzförmig am Rande des Zifferblattes angeordnet waren und jede Minute ihren Platz änderten, riefen den Eindruck hervor, als ob von ihnen die bewegende Kraft ausginge, während diese in Wirklichkeit von einer geschickt versteckten Feder erzeugt wurde. So giebt es noch viele merkwürdige Uhren, zum Teil von hohem Alter, die für jeden, der den betreffenden „Trick" nicht kennt, völlig unerklärliche Erscheinungen bieten. Dazu gehört die Uhr mit einem Schwan als Stundenzeiger. Letzterer schwimmt in einem tellerartigen Behälter, mit Wasser gefüllt, und sein Schnabel deutet immer auf die richtige Stundenzahl. Auch nachdem man den Teller von dem Untersatze abgehoben hat, braucht man ihn nur, wenn man die Zeit erfahren will, wieder in die richtige, durch eine Marke bezeichnete Stellung

auf dem Sockel zu bringen, sofort wird alsdann der Schwan wieder die Stunde angeben. Die Erklärung ist sehr einfach: das eigentliche Uhrwerk (M und A) befindet sich in dem Untersatz, auf dem eine dünne Kupferplatte liegt, auf welcher der Zinnteller ruht. Die Figur des Schwanes ist aus Eisen, und das versteckte Zeiger- oder Vorlegewerk trägt an Stelle des Stundenzeigers oben einen Magnet, dem der Schwan getreulich folgt.


Uhr ohne Feder.

Noch rätselhafter erscheint auf den ersten Blick eine andere Uhr in Form einer Pendüle, die oben eine Löwenfigur als Aufsatz trägt und gänzlich ohne Feder ist. Bei genauerer Untersuchung erkennt man freilich, daß man es nur mit einem hübschen mechanischen Spielzeug und nicht mit einer wirklichen, richtig gehenden Uhr zu thun hat. An Stelle der Feder treten hier Bälle, die aus einem Behälter unter dem Löwen immer auf die rechte Seite eines oberschlächtigen Rades fallen und durch ihr Gewicht dieses und weiterhin die Uhrzeiger in Bewegung setzen. Alle Stunden etwa verschwindet durch ein unten angebrachtes Loch die darüber angelangte Kugel und fällt in ein im Fuße der Uhr angebrachtes Schiebfach. Zu gleicher Zeit gelangt dann oben eine neue Kugel in eine Abteilung des Rades. Wenn man nun aber fragt, wie denn die Bälle aus dem unteren Schiebfach

in den oberen Behälter gelangen, so ist die Lösung freilich einfach genug. Es handelt sich dabei keineswegs um irgend einen sinnreichen Mechanismus, sondern man muß, um diese „Uhr" in Bewegung zu halten, eben von Zeit zu Zeit das untere Schiebfach aufziehen, die Bälle mit der Hand herausnehmen und sie, nachdem man die Löwenfigur abgenommen hat, in den oberen Behälter legen. E. M.

Händel als Harfenist. — Der berühmte Komponist war in den Jahren 1720 bis 1729 als Operndirektor thätig und dirigierte, an der Harfe sitzend, das Orchester. Seine Begleitung der Gesänge war eine so herrliche, daß sich die Aufmerksamkeit des Publikums zum großen Verdruß der Sänger häufig mehr Händels Kunst als ihren Leistungen zuwandte. Der italienische Sänger Senesino geriet einmal darüber so in Wut, daß er sich seinen Kollegen gegenüber äußerte, er werde, wenn Händel ihm noch einmal einen solchen Streich spiele, ohne weiteres von der Bühne hinab auf das Instrument springen.

Händel erfuhr das und bemerkte dem Italiener ruhig: „Zeigen Sie mir jedenfalls vorher an, an welchem Abend Sie Ihre Absicht ausführen wollen, ich werde solches ausdrücklich auf dem Theaterzettel bekannt machen lassen und glaube ganz bestimmt, daß Ihre Beine dann einen größeren Erfolg als Ihre Kehle haben werden." —dn—

Das Nürnberger Rathausgitter. — Der nachmals so berühmt gewordene Ernst v. Bandel, der Schöpfer des Hermanndenkmals im Teutoburger Walde, war einer jener Glücklichen, die das berühmte Rathausgitter von Peter Vischer noch gekannt haben. Er berichtet darüber: „Es ist mir wegen seiner Schönheit im Gedächtnis geblieben. Es war so lang, wie das Rathaus breit ist, und hatte eine Höhe von wenigstens 15 Fuß und war durch reich verzierte Säulen in sieben Fächer geteilt. Das mittlere Fach bildete den Thüreingang. Die Fächer stellten sich dar als reich verziertes Gitterwerk mit großen Blumen; um die Säulen waren Figuren angebracht, und das Ganze war reich vergoldet. Als Nürnberg an Bayern kam (1806), ordneten die Verwaltungsbeamten Verkäufe auf die schändlichste Art an. So wurde auch dies berühmte Erzgitter als altes Messing verkauft.

Leider kam mein Vater (der preußische Regierungsdirektor, nachmals bayerische Appellationsgerichtsdirektor Ritter Georg Karl Friedrich v. Vaudel) zu spät nach Nürnberg, um den Verkauf zu hindern. Es war schon abgeschickt. Mein Vater ordnete eine Nachschickung an, um es um jeden Preis wiederzugewinnen. Es ward bis Lyon verfolgt, dort verschwand es den Nachforschungen und — ist verschwunden geblieben. E. K.

Der Hansjochenwinkel bei Salzwedel in der Altmark soll seinen Namen der Königin Luise verdanken. Dieselbe ging einst in Potsdam an den Reihen des in Parade aufmarschierten Garderegiments zu Fuß entlang und fragte den auffallend langen Flügelmann nach seinem Namen. Die Antwort war: „Hans Jochen Meyer aus Erxleben bei Salzwedel." Sie richtete dieselbe Frage an den zweiten Krieger, und dieser erwiderte: „Hans Jochen Pollaha aus Jserusch ribbe bei Salzwedel." Der dritte Enakssohn versetzte auf die Frage der Königin nach seinem Namen: „Hans Jochen Giffog aus Steinke bei Salzwedel." Der vierte war ein Hans Jochen Schulze aus Dammbeck bei Salzwedel, der fünfte ein Hans Jochen Naucke aus Jubar bei Salzwedel, der sechste ein Hans Jochen Preußker aus Betzendorf bei Salzwedel, kurz jeder Soldat, den Luise nach Namen und Heimat fragte, war ein Hans Jochen aus der Umgegend von Salzwedel. Deshalb sagte die Königin lächelnd: „Das ist ja der wahre Hans-Jochen-Winkel!" Und dieser Name ging auf die um Salzwedel liegenden Dörfer wirklich über. D.

Die Prinzessin Buckingham, die am Hofe Jakobs II. von England lebte, wachte eifersüchtig darüber, daß ihr die ihr zustehenden Ehrenbezeigungen erwiesen wurden, und nie verzieh sie einer Untergebenen den geringsten Verstoß gegen die Etikette. Persönlich ordnete sie kurz vor ihrem Tode alle Angelegenheiten, die sich auf ihr Begräbnis bezogen.

„Vor einigen Tagen ließ sie den Leichenbesorger holen," schreibt Horace Walpole an Sir Horace Mann, „und bestimmte mit ihm alle Punkte des Zeremoniells bei der Leichenfeier. Am Sonnabend verschlimmerte sich ihr Zustand so sehr, daß sie zu sterben fürchtete, ehe alles Nötige zur Feier bereit wäre. ‚Warum schickt man mir den Baldachin nicht her, ich will ihn sehen, auch

wenn die Quasten noch nicht ganz fertig sind!‘ rief sie ärgerlich aus. Aber gestern kam das Außerordentlichste. Alle ihre Hofdamen und Kammerfrauen mußten ihr schwören, sich in ihrem Zimmer nicht setzen zu wollen, wenn sie etwa nur ohnmächtig würde; erst wenn sie ganz sicher tot sei, dürften sie das thun. Aber nicht nur ordnete sie das Zeremoniell an, sondern sie ließ auch eine Wachspuppe herstellen und genau so kleiden und aufbahren, wie sie in der Westminsterabtei aufgebahrt zu werden verlangte.“

Denselben unsinnigen Stolz hatte sie schon beim Tode ihres einzigen Sohnes gezeigt. Vor dem Begräbnis hatte sie zur alten Herzogin Sarah Marlborough geschickt, um von ihr den riesigen Prunkleichenwagen, auf dem die Leiche des Herzogs zu Grabe gefahren worden war, zu borgen. „Aber die alte Sarah, ebenso geizig, verrückt und stolz,“ schreibt Walpole, „als sie selbst, ließ antworten: Der Wagen, der die Leiche eines Lord Marlborough getragen habe, solle nie durch einen anderen Leichnam entweiht werden. Und die Prinzessin ließ spitzig zurücksagen, sie habe schon mit dem Leichenbesorger unterhandelt, und dieser habe versprochen, für zwanzig Pfund Sterling einen weit prächtigeren Wagen herzustellen wie der ihrer Ladyschaft, der ja doch jetzt veraltet wäre.“ W. St.

Wörtlich befolgt. — Heinz v. Lüder wurde als Kommandant von Ziegenhain von den Truppen Karls V. belagert. Sein eigener Landesherr, Philipp der Großmütige von Hessen, der sich damals in der Gewalt des Kaisers befand, befahl ihm schriftlich, die Festung den Kaiserlichen auszuliefern. Aber Heinz v. Lüder entgegnete: „Der Landgraf hat mich zum Kommandanten von Ziegenhain gemacht und mir befohlen, es nie in die Hände des Feindes kommen zu lassen; was er jetzt spricht, das hat ihm, dem Gefangenen, nur die Furcht erpreßt; ich halte die Festung!“

Philipp von Hessen war im Innern mit diesem entschlossenen Auftreten seines Generals einverstanden, aber er durfte sich das nicht merken lassen. Als ihm Karl V. endlich die Freiheit wiedergab, mußte er dem Kaiser versprechen, den Heinz v. Lüder an einem Thore der Festung aufzuhängen. Er that dies auch —

eine goldene Kette wurde dem treuen Diener unter den Armen durchgezogen, dann wurde er am Festungsthor in die Höhe gezogen. Er hing aber nur ein paar Minuten, darauf wurde er wieder herabgelassen — der Landgraf hatte sein Wort gehalten! D.

Rauchende Fürsten. — Eine eigentümliche Statistik veröffentlicht eine Pariser Zeitung, inwieweit nämlich die Fürsten der Leidenschaft des Rauchens frönen oder nicht.

Der junge König Viktor Emanuel III. von Italien raucht nicht, im Gegensatz zu seinem Vater Humbert, mit dem einer der stärksten Raucher seiner Zeit gestorben ist. Jetzt rauchen eigentlich nur noch Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und der Präsident der Transvaalrepublik, Ohm Krüger, leidenschaftlich. Der Kaiser Franz Joseph raucht die berühmten Uppmann-Havannas. Seine Zigarren werden speziell für ihn fabriziert, der Tabak wird aus den besten Pflanzen des Havannatabaks ausgesucht, sorgfältig getrocknet, und die für ihn bestimmten Zigarren von einem besondern Personal fabriziert. Jede Kiste von hundert Stück wird von einem Beamten des österreichischen Konsulats plombiert und versiegelt und mit dem „diplomatischen Koffer" verschickt, den die Zollbeamten nicht öffnen dürfen. Der Präsident Krüger raucht leidenschaftlich vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen Pfeife. Der Zar Nikolaus raucht Zigaretten, aber nur wenig. Die Könige von Griechenland, Rumänien, Schweden, Dänemark, der Fürst von Bulgarien und Kaiser Wilhelm II. rauchen bald Zigarren, bald Zigaretten, aber unregelmäßig; sie sind sogenannte Gelegenheitsraucher. L—n.

Ein durch Lachen erfochtener Sieg. — Während Bonapartes ägyptischem Feldzuge (1798) ward die Division Friant, bei welcher sich die meisten jener Natur- und Sprachforscher befanden, welche diese Expedition im Auftrage der Regierung begleiteten und ihr Gepäck auf zahlreichen Eseln mit sich führten, auf dem Marsche von den Arabern überfallen. Die Lage der Truppenabteilung war kritisch, da die flinken Wüstensöhne von allen Seiten in dichten Scharen auf sie einstürmten. Da erhob sich General Friant im Sattel und rief: „Karree bilden, die Esel und die Gelehrten in die Mitte!"

Ein schallendes Gelächter erscholl hierauf durch die Bataillone

der Franzosen, und die Araber wurden durch diesen ihnen unbegreiflichen Ausbruch von Heiterkeit so bestürzt, daß sie ohne Kampf auseinanderstoben. General Friant aber konnte dem Oberfeldherrn die Meldung von einem glücklich abgeschlagenen Ueberfall erstatten. R. v. P.

Rothschilds Rache. — Eines Tages hatte sich die Bank von England geweigert, die Wechsel Nathanael Rothschilds, des früheren Chefs des englischen Hauses, zu diskontieren. Dadurch fühlte Nathanael sich beleidigt und beschloß, sich zu rächen. Nachdem er in ganz England alle nur irgend aufzutreibende Noten der Bank hatte ankaufen lassen, erschien er eines Tages an der Kasse der Bank und ließ sich eine Fünfpfundnote in Gold umwechseln, wobei er jedes Goldstück genau prüfte. Als das geschehen, präsentierte er eine zweite Note und so fort, bis er sein dickleibiges Portefeuille geleert hatte. Der Inhalt eines zweiten Portefeuilles folgte, und so trieb er es so lange, bis die Dienststunden vorüber waren, worauf er in Aussicht stellte, daß er das Geschäft am nächsten Tage fortsetzen werde. Als Rothschild am anderen Tage wieder erschien und drohte, daß er es so zwei Monate lang treiben werde, da er nicht gesonnen sei, die Noten einer Bank zu behalten, die seine Wechsel nicht diskontieren wolle, da wurde die Bank doch besorgt, denn sie hätte elf Millionen Pfund Sterling in Gold verausgaben müssen, so viel Scheine hatte Rothschild bei sich. Sie fügte sich also lieber und erklärte sich bereit, seine Wechsel künftig wie ihre eigenen zu honorieren. C.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1523